

# DIE FACKEL

*Zum gef. nachträglichen*

*Vergleich!*

Nr. 726—729

MAI 1926

XXVIII. JAHR

## Der Nichtgenannte

Die „Arbeiter-Zeitung“:

— — Aber es gibt noch einen Grund, warum sich das Gefühl moralischer Befriedigung über dieses Urteil nicht einstellen will. Weisz ist gefällt; aber ist denn Weisz der einzige? Es weiß es der Staatsanwalt, weiß es die Polizei, weiß es jedermann in Wien, daß der Weisze noch genug auf freiem Fuße sind. Freilich, die andern bieten ihre Ware andern Publikum an, und darum in andrer Färbung. — — Die andern Weisze machen ihr Geschäft mit bürgerlichem Publikum, unter bürgerlicher Flagge; sie reizen die Mächtigen nicht, sie sind wohl gar der eine dem Seipel, der andere dem Rintelen gefällig. Aber darf das der Grund sein, Weisz zu packen und die andern Weisze laufen zu lassen? Nein, jetzt müssen sie alle ans Messer! Will die Justiz nicht mit der Schmach beladen bleiben, daß sie die Korruption nur packt, wenn der Korruptierte den herrschenden Parteien unbequem war, dann darf dieser Prozeß nicht das Ende, sondern er muß der Anfang sein, dann müssen die käuflichen Journalisten, müssen die Herren, denen die Macht über die Druckerpresse ein Mittel der Erpressung ist, alle vor Gericht! Denn die Preßkorruption, die aus dem Sumpf des Nachkriegskapitalismus so entsetzlich aufgestiegen ist muß in allen ihren Formen und allen ihren Trägern, wie immer sie sich politisch, sozial, moralisch maskiert, ausgerottet werden!

Die „Neue Freie Presse“:

— — Oesterreich ist doch schließlich nicht wirklich schon Halbasien, der Bakonyerwald gehört doch noch nicht zu unseren

Grenzen und selbst die Vergiftung der Moral durch das publizistische Rowdytum und durch die stadtbekanntesten Erpresser, denen kein Prozeß gemacht wird, selbst dieser sittliche Zustand kann doch nicht so weit führen, daß man Waffen verwendet, die unwürdig sind ernster Juristen.

#### Die ‚Arbeiter-Zeitung‘:

— — Denn so unbekümmert die Finanzbanditen und so frech die Preßbanditen sein mögen: eine Drohung mit schwerer Kerkerstrafe ist doch eine sehr ernste Drohung, und sie würde ihre Wirkung sicher nicht verfehlen. Schon das Vorhandensein von Strafbestimmungen, die mit sich nicht spotten lassen, würde ganz bestimmt reinigend wirken. Und im übrigen ist die Möglichkeit, daß man nicht alle Schurken erwischt, wohl kein Grund, Handlungen, die im höchsten Maße unsittlich sind, auch in den Gesetzen geduldig zu tolerieren.

#### Die ‚Neue Freie Presse‘:

— — Denn wie immer der Prozeß ausgehen wird, das eine steht fest: Der Kampf gegen die Preßkorruption und gegen den Mißbrauch mit der privaten Ehre kann nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden, bevor ein Sieg errungen ist, bevor das Gewissen ruhig zu sein vermag. — — Seither haben auch andere Fälle der widerlichsten Art die Öffentlichkeit beschäftigt und nur die Mahnung verstärkt, endlich nach dem Rechten zu sehen. Es geht nicht an, daß unter dem Scheine, die Korruption ausrotten zu wollen, Korruptionsherde entstehen, daß durch verbrecherische Lügen das Familienleben in den Kot gezerzt wird, daß überhaupt unter den durchsichtigsten Motiven private Angelegenheiten breitgetreten werden, ohne daß der Angegriffene über ausreichende Mittel verfügt, um sich zur Wehre zu setzen. — — Die gründliche und rücksichtslose Reinigung läßt sich also nicht mehr hinausschieben. — — Mag der Prozeß, der heute begonnen hat, welchen Verlauf immer nehmen, der erlösende Ausbau der Gesetze, der Schutz der Allgemeinheit vor dem Mißbrauch der Preßfreiheit und vor dem schamlosen Wühlen in der privaten Ehre, muß raschestens durchgeführt werden.

Das „Neue Wiener Tagblatt“:

— — Jawohl, wir hoffen und wünschen, daß es der Beginn einer Reaktion sei, der Beginn der Reaktion gegen die Schamlosigkeit einer entarteten Presse, die zur Schande und Geißel dieser Stadt, nicht zuletzt zur schweren Gefahr für die durch sie mißbrauchte und erniedrigte Preßfreiheit wurde.

Diese gesunde Reaktion darf sich aber nicht auf Taten der Gesetzgebung beschränken . . . Hinzutreten muß eine geänderte Denkart und Handlungsweise der Menschen in diesem Lande und in dieser Stadt. So lange die Leute nicht aufhören, sich zu fürchten. . . so lange werden gesetzgeberische Eingriffe nur halben Erfolg haben. — —

Die „Neue Freie Presse“:

— — Täglich und stündlich kann man sich ja davon überzeugen, daß Neuösterreich zu einem publizistischen Bakonyerwald geworden ist, daß niemand, nicht Greis, nicht Kind, nicht Mann, nicht Weib, davor gefeit scheint, diesen Wegelagerern zum Opfer zu fallen. Der Herr von der »Wiener Nachtweil« mag es vielleicht ungeschickter und brutaler angefangen haben wie die erfahrenen Meister der Gilde; aber es heißt wirklich den Kopf in den übelriechenden Sand stecken, wenn man sich den Anschein geben will, als handle es sich um einen Ausnahmefall, wie er im Wien der Nachkriegszeit nur alle unheiligen Zeiten einmal passieren könne.

~~\_\_\_\_\_~~ sp. 1.

Die „Volkszeitung“:

— — In der Tat: wir haben genug der Preßhetze, genug der Preßseuche, genug der Menschen, die den Beruf des Journalisten versauen. Es ist keine Zeit mehr zu versäumen, endlich den dicken Strich zu ziehen, endlich all das dunkle Volk, das sich so schwer an Ehre, Recht, Gewissen und Volkswohl vergeht, zurückzutreiben und unschädlich zu machen. — — Wenn in diesem Sinne mit dem Prozeß Weiß eine Reaktion beginnt, dann hat der Prozeß auch, wie jede Säuberung, sein Gutes bewirkt. Und vielleicht auch das: daß . . . dieses Volk, das Gauklern aller Art. . . so oft wieder hereinfällt, das Pack, das

sich seinen Instinkten anzubiedern nicht müde wird, ein für allemal von sich abbeutelt. Also auch jene, welche noch nicht erwischt sind.

### Die ‚Neue Freie Presse‘:

— — Diese Gerichtsverhandlung ist ein Beweis, daß ein neues Gesetz erforderlich ist, daß neue Sicherheiten geschaffen werden müssen, mit der größten Beschleunigung, damit unser Stand frei bleibe von Verbrechernaturen, damit die österreichische Presse sich reinige von dem Mißwachs der Inflationsjahre. — — Er selbst hat ja behauptet, man könne sein Vorgehen im äußersten Falle betrachten als eine Annahme von Geldsummen und er schien sich gar nicht bewußt zu sein, welche Ungeheuerlichkeit in diesen Worten gelegen war, Worten, die seltsam übereinstimmen mit den degagierten Allüren anderer publizistischer Kokotten. Und da ist der eigentliche Sitz des Uebels. Wie, es sollte möglich sein, hier in Oesterreich ein Asyl zu schaffen für den Abschaum, den andere Länder glücklich losgeworden sind: man sollte hier ein harmloses, durch tausendfältige Entbehrungen, durch entsetzliche Leiden abgestumpftes Volk an die Schandkost der Lüge gewöhnen — — ? Es ist doch noch nicht so weit mit uns gekommen, denn sonst müßte jeder ehrliche Mensch an diesem Staate verzweifeln und diejenigen, die nicht ihr letztes Kapital an Reinlichkeit eingebüßt, sich noch nicht gänzlich der Prostitution unterworfen, nicht völlig die Waffen gestreckt haben vor den Mächten der Frechheit, müßten ihr Ränzel schnüren und den Staub von ihren Füßen schütteln.

Das Gefühl des Schreckens, das dieser Prozeß auslöst, darf nicht unproduktiv bleiben. Der gerichtliche Vorgang war ja nur die Ratifikation dessen, was längst bekannt war. Staatsanwalt und Verteidiger konnten wenig dem hinzufügen, was ohnehin der Leumund über alle Dächer hinweg verkündete. Wir wissen es und haben es gewußt, daß Alexander Weiß den Typus des publizistischen Schiebers verkörpert, wenn auch nicht in höchster Vollendung, dafür fehlt ihm das eigentliche Raffinement — — Denn eigentlich ist ja dieses Erwischtwerden ein Zeichen von grober Unfähigkeit und es wird so manche Leute geben, die ihm vielleicht diese Tatsache am meisten verübeln werden, nämlich, daß

er es so gar nicht verstanden hat, den bedeutenden Mustern nachzustreben, jenen, die hoch erhaben sind über solche Gefahren, den Riccauts de la Marlinière unserer Oeffentlichkeit, die Betrug oder Erpressung ebenfalls unter die »grobe Sprack«, die »häßliche Sprack« des primitiven Pöbels rechnen und statt dessen ein zart hingehauchtes Corriger la fortune zu setzen lieben. Sie mögen wohl noch einige Zeit diese herrliche Immunität genießen, diese Riccauts', aber der Fall Weiß wird doch ein Feuerzeichen sein und eine tüchtige Warnung, daß der Weg, der zum Mehlfaß geht, sehr oft auch eine Abzweigung zum Zuchthaus besitzt — — Wenn in Wien überhaupt noch so etwas vorhanden ist wie Urteil der öffentlichen Meinung, wenn nicht über allen lügenhaften Entrüstungen der Grundstein der wahren Entrüstung zersprengt worden ist, dann muß, ganz abgesehen von der juristischen Wertung, von Anklage und Strafe, der Schluß gezogen werden aus dieser Entlarvung. Ein Sturm müßte sich erheben gegen die Infamien der Verhetzung, gegen den Mißbrauch der Oeffentlichkeit, gegen die Besudelung des Privatlebens und gegen die Anrüchigkeit des Klatsches. Verurteilt ist in diesem Prozeß nicht nur Alexander Weiß, der war längst gerichtet, ein ganzer Typus steht am Pranger — — Sehet zu, daß das Uebel ausgemerzt werde bis in die letzte Wurzel! Heraus mit dem neuen Preßgesetz!

#### Die „Stunde“:

— — Dr. Robert Steiner, der Anwalt Weizens, hob zunächst hervor, daß es, um vom Hause Castiglioni Geldmittel zu erhalten, keines Druckes und keiner Drohung bedurfte — —

Den heute beendeten Prozeß kann nur gerecht beurteilen, wer keiner der daran beteiligten Parteien angehört. Fast alle sind beteiligt und darum nicht gewillt, die simple Wahrheit zu sagen.

— — Nicht, als ob es in der Geschichte des Journalismus keinen ähnlichen Fall gäbe; von der Zeit der Gründerjahre, als den Geburtstagen der großen Presse, bis heute, paradierten neben braven, tüchtigen Zeitungsleuten jene doppelbegabten Talente, denen der Journalismus vor allem ein Geschäft ist. — —

*n. d. m. h. anm.:*

Dies ist denn auch der wirkliche, der moralische Schaden dieser bösen Tat, daß sie allen Mächten, die Kritik zu fürchten haben, den Rücken gestärkt hat. —

— — Es ist Sache der Gesetzgebung, aus der Erkenntnis, daß das bestehende Gesetz als Schutz gegen Preßkorruption nicht genüge, die Folgerung zu ziehen, und es kann kein sauberer Journalist etwas dagegen haben, wenn im neuen Entwurf, der zur Beratung steht, Bestechlichkeit als Delikt qualifiziert und, wie die Erpressung, unter Strafe gestellt wird. Solange es jedoch ein solches Gesetz nicht gibt, konnte es nur Aufgabe der Justiz sein, den Tatbestand der Erpressung zu ermitteln und dieser Ermittlung alle Wege zu öffnen.

— — Weisz hat der Sache, der er zu dienen vorgab, einen Fleck auf die Ehr gesetzt, er hat aber auch zweifellos der unabhängigen Presse geschadet. — — Denn, wie kürzlich eines der großen Bankenblätter mit feinem Verständnis sagte, ist der Fall »allzu plump« gewesen. Gewiß insofern er ein Einzelfall subjektiven Vergehens bleibt, der nicht heranreicht an die objektive Korruption der Bankenpresse, in der der Journalist nichts zu sagen hat und nichts nehmen kann, weil das Sagen und Nehmen die Herausgeber besorgen.

#### Die ‚Arbeiter-Zeitung‘:

— — Es ist noch nicht an der Zeit, über den ganzen Prozeß zu sprechen, aber eines kann man schon heute sagen: Alle Schärfe und alle Intransigenz des Staatsanwalts in diesem Prozeß ist gerechtfertigt, wenn — und dieses »Wenn« wird ihm noch sehr oft entgegengehalten werden — wenn er entschlossen ist, die gleiche Schärfe auch gegen die andern Wiener Preßerpresser anzuwenden.

#### Die ‚Stunde‘:

Sardou in der Josefstadt

— — Dann Carl Götz! Leimriechend, verwittert, modrig; schleimzünftig und schraubbrüstig; in einer sardonischen Kümmerlichkeit strahlend, die vom Giftgrün der Mißgunst bis zum Ockergelb der

Schadenfreude alle Farben spielt; der Zerspringer, wie ihn die konjunkturlose, ausgesackelte Gegenwart in so vielen Exemplaren hervorbringt — das wahre Spucktrügerl des Neides, den die Zeit in ihren Leitartikeln, Versammlungsreden und Moralismen aushustet. (Von den Staatsanwaltsplädoyers gar nicht zu sprechen.)

#### Die ‚Arbeiter-Zeitung‘:

Das Echo auf die gestrigen Enthüllungen der Arbeiter-Zeitung über die Lippowitz-Erpresser ist: eisiges Schweigen in der bürgerlichen Presse. Kein einziges bürgerliches Blatt hat auch nur ein Wort über die verschämten Lippen gebracht. Von manchem von ihnen begreifen wir ja diese Haltung. Denn entweder sind sie selber schon erwischt, wie die zwei ungarischen Erpresser aus dem 6-Uhr-Bakonyerwald, oder müssen jeden Augenblick fürchten, erwischt zu werden. Ihnen verschlägt die Angst die Rede. Aber daneben gibt's doch angeblich noch die unentwegten Antikorruptionisten. Wo bleiben sie nun, die geharnischten Ritter der Reinheit des Preßwesens? Gestern noch auf stolzen Rossen, heute machen sie vor Schreck in die Hosen und kuschen feig. — — Ist diese wahre Demokratie nicht auf das schwerste erschüttert durch das verbrecherische Schandtreiben solcher Subjekte wie derer um Lippowitz? Ist darüber wirklich nicht ein Wort zu verlieren? Und der junge Vorbeter in der ›N. Fr. Pr.‹, der beim Fall des Alexander Weisz doch trompetet hat, als ob die Mauern von Jericho einstürzen sollten, ist ihm von der Anstrengung inzwischen der Atem ausgegangen? Und die Herren von der ›Reichspost‹. warum mit einemmal so stumm? Verflogen ist der Spiritus und flugs rücken sie zusammen zu einer ehernen Phalanx des Schweigens. Ihr schändliches Schweigen ist jedoch die lauteste Anklage gegen den infamen Erpresser. Ob sie nun schweigen oder verlegen stammeln werden, daß wenigstens die Hauptsache, die Justiz am Platze sei und eine weder verlegene noch stammelnde, sondern sehr entschiedene Sprache spreche, das möchten wir allen in

Betracht kommenden Faktoren sehr deutlich eingeschärft haben. Wir werden nicht schweigen und gut aufpassen. Vor Gericht mit ihm!

Die ‚Stunde‘:

Ich melde mich in den Arrest  
Bemerkungen eines Journalisten zum Preßgesetzentwurf

An dem neuen Preßgesetzentwurf interessiert mich das Schellengeklingel der Korruptionstötung nicht. Auf welche Weise der Nationalrat sein Henkersamt vollführt, ist mir gleichgültig. Ich bekämpfe die Korruption auf die einzig sichere Art, nämlich individuell, indem ich nach bestem Wissen und Gewissen meine Meinung niederschreibe und mich bemühe, diese Meinung zu vertiefen.

Soll aber durch ein Gesetz dem Journalismus die Meinung ab- und die sogenannte Wohlanständigkeit zugetrieben werden, dann ziehe ich sofort die äußersten Konsequenzen: Ich melde mich in den Arrest. — — dann muß ich mich von der holden Freiheit verabschieden. Wozu Zins bezahlen, wozu einen überflüssigen Wohnsitz aufschlagen, an dem man nie anzutreffen ist, warum nicht gleich dorthin wandern, wo ein anständiger Journalist bis zu seinem Tode verweilen muß: in den Arrest. Dann weiß man wenigstens, wohin man gehört.

— — Läßt man die Lüge unangefochten, dann muß man natürlich die Wahrheitsucher einsperren.

Am besten werden es jene Journalisten haben, die auf jedes kritische Wort verzichten, denen Gott nur eine Zunge lieh, zu sagen, was ihnen zu sagen erlaubt ist. — — Sie können sich sogar an einem Preßgesetz erfreuen, das die Korruption im Zeitungswesen töten will, um die Korruption im Wirtschaftsleben zu erhalten.

Ich, dem nicht zu helfen ist, wandere in den Arrest. — — Wenn das neue Preßgesetz in der vorliegenden Fassung beschlossen werden sollte, dann bitte ich alle meine Freunde und Bekannten, ihre Zuschriften an mich unter der Adresse: Landesgericht in Strafsachen, zu richten.

## Die ‚Reichspost‘:

Wie die ‚Reichspost‘ erfährt, läuft gegenwärtig beim Untersuchungsrichter OLGR. Dr. Katlein, der auch den Fall Weiß geführt hat, eine Voruntersuchung gegen den Herausgeber eines Wiener Nachmittagblattes wegen § 98 b (Erpressung). Dieser Tage ließ nämlich ein abgebauter Redakteur eine Broschüre erscheinen, in der er gegen seinen früheren Chef eine Reihe von Beschuldigungen erhob, deren Stichhaltigkeit nun das Gericht überprüft. Es wurden in dieser Angelegenheit bereits einige Zeugen vernommen.

## Die ‚Stunde‘:

— — Die Staatsanwaltschaft hat sich als eine vom Staat vollkommen losgelöste Instanz etabliert,

sie braucht Fälle, in denen sich das Talent  
ihrer Leute spiegeln kann

und sie sucht sie, wo sie diese findet, ohne Rücksicht auf Ruf, Ansehen und Wirtschaftsinteressen, die hiebei in Fransen gehen.

---

## Aus dem Dschungel der Preßfreiheit

Daß unsere Justiz, der man gewiß mit geringerem Recht politische Befangenheit als Ahnungslosigkeit in den Praktiken einer kulturellen Verbrecherbande nachsagt, den Geruchssinn für das Milieu in einem Maße verloren hat, als hätte sie auch die Nase verbunden — dieses Manko hat sich gegenüber dem Treiben im Auditorium des ‚Abend‘-Prozesses wie selten zuvor offenbart. Hier war sie — bis zum gerechten und erfreulichen Abschluß — wirklich die blinde Kuh, die von der gutgelaunten Freibeuterschaft, deren Halbweltanschauung heute publizistische Wiener Mode ist, gezupft und gerupft werden konnte. Der abwesende Herr Castiglioni ist gewiß ein Scheuel dieser neuen Welt, in der das einer Nation geraubte Vermögen die vollen Rechte der Exterritorialität verleiht. Aber um Sympathie noch für solche Erscheinung wirbt der Chor des Hohns, der aus den Reihen der Erpresser und ausgedienten Tellerlecker des Mäzens an den Gerichtstisch dringt, und das Pathos, mit dem das Rowdytum der Freiheit und das Brillantenschmocktum der Korruption die Verführung durch einen Bestecher anklagen, der sich's überlegt hat. Weit über die widerliche Gestalt auf der Anklagebank, eines antikorruptionistischen Hyänenmelkers und spekulierenden Sozialisten, umfing der Zeitel die Eindrücke von einer Teilnehmerschaft, deren Strafwürdigkeit wohl jeder Gesetzesreform trotzen würde und deren Unbescholtenheit immer vom Mangel an Beweisen lebt: dem gesellschaftserhaltenden Prinzip, dessen einmaliger Durchbruch darum nur als der Zufall wirkt, der kaum Schrecken verbreitet und die Frechheit nicht zu vermindern scheint. Das immer wieder entfachte Gelächter dieses Auditoriums bewies zur Genüge, daß die Justiz auch taub ist, als hätte ihr die Mythologie gar Wattepfropfen vorgeschrieben. Aber es ist, da man doch schließlich selbst in Österreich nicht alle Lebenshoffnung aufgeben kann, unmöglich zu denken, daß eine Anklagebehörde, die für den mutigen Eintritt in eine gute Sache bespöen wird, sich beirren lassen wird von einer Weltanschauung der Frechheit, welche erhaben ist über die Reinheitsbestrebungen eines kleinen Landes und vor seiner Gerichtsbarkeit wirklich mit dem Kassandraruf auftreten konnte, die Verfolgung eines Erpressers

sei »der Beginn der Reaktion in Österreich«. (Wiewohl an der Lahmlegung der polemischen Schwungkraft des Herrn Weiß die Aktionäre noch mehr interessiert sein dürften als die Reaktionäre; und wiewohl die Freiheit es dem »politischen Motiv« dieses Reinigungsprozesses doch danken müßte, daß es sie von den Parasiten befreit, zu deren Abschüttelung sie nicht imstande war.) Unmöglich zu denken, daß eine Autorität, die nicht im Namen der Republik sich selbst und dieser das Urteil sprechen will, umkehren könnte vor der eigentlichen Erpressung, die die Marodeure der Freiheit an der Justiz verüben, umkehren vor der Macht der durchwaltenden Verschweinung, vor dem Greuel einer Publizität, deren reinlichste Vertreter noch von der Korruption der andern gebeugt werden, und vor dem Ludergeist einer Stadt, die auf ihre moral insanity stolzer ist als auf ihr Hochquellwasser. Wir wollen denn doch hoffen, daß Herr Bekessy, mag ihn auch keiner zu nennen und jeder zu bekennen wagen, mögen ihn alle stützen, die unter seiner Macht und seinem Dasein stöhnen, bald jene Verheißung erfüllt sehen wird, mit der sie alle stumm auf ihn hingewiesen haben, als Herr Weiß vor dem Traualtar der Gerechtigkeit stand, und die bei israelitischen Hochzeiten laut wird, wenn die unerbittlichen Verwandten sich an die jüngere Schwester mit der Drohung wenden: Jetzt kommst du dran!

Im „Abend“-Prozeß wurde mit der Verlesung eines Privatbriefs des Herrn Castiglioni eine Sensation hervorgerufen, deren Unsauberkeit den Angeklagten nicht reinigen konnte. Das zerrissene Herz eines doppelt und vor allem an der Sensation Beteiligten nahm wie folgt Stellung:

In die Dramatik der Vorgänge, in das innere Pathos von Angriff und Verteidigung, schlägt manchmal eine Szene von tiefer Psychologie, die wie mit Scheinwerferblick die Umgebung des Prozesses belichtet. Gestern, nach der Maßregelung Dr. Rodes, erschien plötzlich — die Verteidiger hatten sich zur Beratung zurückgezogen — ein junger Mann im Verteidigerzimmer und verlangte dringend Dr. Rode zu sprechen. Er stellte sich mit dem Namen Lohner vor und übergab Dr. Rode einen Brief, den der in Schicksalen geübte Anwalt nicht ohne innere Erregung las. Als er dann das Verteidigerzimmer für diesen Prozeß verließ, übergab er dem zweiten Verteidiger Alexander Weisz, Dr. Steiner, diesen Brief mit den Worten:

»Hier haben Sie mein Testament ...«

Dr. Steiner, ein junger Strafverteidiger, dessen ruhige Sachlichkeit und hohe rednerische Begabung in diesem Prozeß zum ersten Male zur Geltung kam, übernahm den Brief und — ohne den Empfänger, die Ansprache und das Datum zu erwähnen — begann er seine Verlesung. Dr. Steiners Stimme zitterte, als er die einleitenden Worte sprach: — —

(Folgt nach diesen der Text des Briefes.)

Die Geschichte der Veröffentlichung dieses Briefes gehört zu jenen menschlichen Unglaublichkeiten, wie sie von Romanciers und Filmdichtern zur Charakterisierung besonderen menschlichen Tiefstandes gebraucht werden. Der Brief wurde tatsächlich von Camillo Castiglioni geschrieben, er stammt vom April 1917, und um die Ungeheuerlichkeit des Vorganges der Preisgabe dieses Schreibens zu erkennen, muß man die Vorgeschichte dieses Briefes wissen: — —

Aus dieser Stimmung ist der Brief Castiglionis als ergreifendes Dokument einer Beichte anzusehen, das schon durch den Nebensatz: »daß niemand diesen Brief je zu Gesicht bekommen werde«, die Veröffentlichung für alle Zeiten ausgeschlossen hat. — —

Daß die Verteidigung davon Gebrauch machte, hat niemand wundertgenommen. Der moderne Krieg hat es bis zum tödlichen Gas gebracht; der Verteidigungskampf im Gerichtssaal konnte nicht auf eine Waffe verzichten, die der Haß eines jungen, im Dunkel gebliebenen Menschen gegen den erhob, der den Weg zum Glück und zum Wohlstand gefunden hat. — —

Daß dieser Brief im Gerichtssaal verlesen wurde, ein Brief, der ein menschliches Bekenntnis enthält, zum Lasso gedreht werden soll, ist eine Denkwürdigkeit dieses Prozesses, der einen Ausschnitt aus dem Weltbild einer Zeit gibt, die die Hetzer dieser Zeit zu den Gehetzten macht...

Schwer hat man's. Zwischen die Sache des Erpressers und die seines Opfers gestellt, zwischen den befreundeten Angeklagten und den mehr als befreundeten Zeugen, zwischen das Recht auf Indiskretion und die Pflicht zur Schweigsamkeit, von Natur mehr jener zugeneigt: gleichsam zwischen die Puffer der Erpressung geraten, hat selbst der in Schicksalen geübte Publizist einen schweren Stand. Das sind die Augenblicke, wo nur ein dem Zusammenprall der Renaissancenaturen angepaßtes Pathos am Platze ist. »Hier haben Sie mein Testament...« sagte der Anwalt nicht ohne innere Erregung, aber doch diszipliniert,

den Nachkommen ein wertvolles Wissen auf Castiglioni vermachend. Das Wasser läuft einem im Mund zusammen. Und anstatt den Brief zu haben, muß man dazu Stellung nehmen. Der ganze Prozeß ist unerfreulich. Aber die Justiz wird es schon zu spüren kriegen: man druckt einfach das Urteil nicht ab.

Der ‚Morgen‘, der noch nicht aller Tage Abend gekommen fühlt, erleichtert sich wie folgt:

Die Weisz-Affäre ist beendet, vorläufig beendet. Eine Strafuntersuchung gegen die »Allgemeine Zeitung« läuft noch und eine dritte Affäre, die des »Neuen Wiener Journals« fängt schon an, die Gemüter zu erregen.

Und die vierte, ach! die vierte, da stand man daneben und blieb stumm (ihr muß't ich den Apfel geben), Kalchas, du weißt wohl warum!

Damit scheint die Serie keineswegs erledigt.

Das lasset uns hoffen.

Andeutungen in dem einen und anderen Blatte scheinen zu verraten, daß man Preßkorruptionen in Hülle und Fülle auf Lager hat und demnach in der Lage ist, jeden Schuß von rechts nach links mit einem mindest gleich schweren Schuß von links nach rechts zu erwidern.

Höchste Zeit, daß die Revolver einmal losgehen. Diese wechselseitige Lebensversicherung durch Totschweigen muß einmal ablaufen. »Jetzt sprechen die Waffen!« Freilich, die Korruption ist aus einem Geschäft eine Überzeugung geworden und so kann denn von einer Journalistik, die mit der Freiheit wie mit Herrn Bosel auf »mindest« gleich gutem Fuße steht, die Erpressung als Mittel zu einem moralischen Zweck, zur Gründung einer ehrlichen publizistischen Existenz, verteidigt werden. Es sind ideale Aufgaben, denen mit dem § 98 b nahekommen zu wollen, immer etwas Mißliches hat. Der ‚Morgen‘ muß aber auch aus einer rein praktischen Erwägung davor warnen, das Prinzip der stillen Mitwissenschaft durch die Methode der gegenseitigen Beschuldigungen aufzuheben. Es kommt nichts Gutes dabei heraus.

Und was ist der Zweck der Übung? Daß etwa die österreichische Presse von sämtlichen Schädlingen befreit wird? . . . Nein! . . .

Was denn? In Sperrdruck:

Daß dem Publikum abgewöhnt werden wird, eine Zeitung zu lesen.

Alles, nur das nicht! Dann lieber erpressen!

---

Ein Erpresserblatt, welches ursprünglich ‚Nachtstunde‘ hieß und nicht nur um peinlichen Verwechslungen zu entgehen, sondern durch ein Urheberrecht an Sexualenthüllungen genötigt, sich später ‚Nachtwelt‘ nannte, hat das Schandgewerbe im kleinsten Stil, bloß durch Verleumdung des Liebeslebens von Kleinbürgerinnen betrieben. In einem bestimmten Falle wurde das Individuum, das zur Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge angestellt ist, zu 30 S verurteilt und der Inhaber des Geschäfts konnte ihm aus dem Zuschauerraum der Verhandlung »zuflüstern«, er möge einen Wahrheitsbeweis antreten. Die Arbeiter-Zeitung, die dieses preß-freiheitliche Unikum verzeichnet, spricht in derselben Nummer von der »nachgerade berüchtigt gewordenen Vernachlässigung der Redakteure, die verantwortlich genannt werden, weil sie nicht verantwortlich sind« — also eigentlich von der Vernachlässigung durch die Redakteure und der Bevorzugung der Redakteure — und von den »Lücken, die es in dem Preßgesetz ohne Zweifel gibt«, mit dem wertvollen Zugeständnis, daß der Nutznießer der Meinungsbutike haftbar gemacht werden müßte. Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Aber die eigentliche Lücke ist das Gesetz selbst, das durch die Abschaffung des Zeugniszwanges, ohne diesen durch die volle Delikthaftung des Verantwortlichen zu ersetzen, der Lumperei Tür und Tor geöffnet und nebst der Vogelfreiheit des Publikums die Nasführung der Justiz legitimiert hat. Daß bei dieser Gelegenheit »die Blätter des Herrn Bekessy« als eine Schule der Erfahrung von Preßübeln und als Quelle der Rechtsbildung wenigstens in einem Schaltsatz gewürdigt werden, ist dankenswert; wengleich dieses Studium sich durchaus meiner Initiative zuschreibt und wengleich es gewiß nicht die einzige Forderung an das Berichtigungsgesetz ist,

daß es das Recht ausdrücklich auch auf photographische Tatsachen erstrecke, worauf ich ja die Gesetzgeber durch Herbeiführung jener »richtigen Entscheidung des Wiener Berufungssenats« hingewiesen habe. Irrig ist ferner die Behauptung, daß es kein Gesetz gebe, welches gegen den unerwünschten Abdruck einer Photographie schützt. Das bestehende »Recht am Bilde«, das ich wiederholt mit Erfolg in Anspruch genommen habe, bietet solchen Schutz vollauf und müßte im Gegenteil für solche Fälle außer Kraft gesetzt werden, wo, ganz wie beim Urheberrecht selbst, ein Zusammenhang kritischer Darstellung vorliegt oder ein sittliches Interesse an dem wahrheitsgetreuen Zitat einer bereits erschienenen Photographie. Das Autorgesetz bedarf kaum der Verschärfung, wohl aber wäre das Berichtigungsgesetz — weit über das Verlangen hinaus, daß es deutlich auch den photographischen Sachverhalt als Tatsache und die Photographie als Ausdrucksmittel anerkenne — dahin auszudehnen, daß es vor allem den Begriff der Tatsache, die durch die eigentliche »Schrift« mitgeteilt wird, mit klarer Vorschrift einer engstirnigen gegenständlichen Interpretation entzieht und die tiefere Preßlüge faßbar macht, deren versteckte Tatsächlichkeit flagranter ist als der mit dem Auge wahrnehmbare Sachverhalt. Wenn es etwa heute einem der Schmierer, deren Schrifttum ein täglicher Aprilscherz ist, einfällt, zu drucken, jemand habe mir einen Brief geschrieben, der auf mich »ein bezeichnendes Licht« werfe und auf den ich nicht reagiert hätte, so könnte ich den Fall nicht vor den Preßrichter bringen, wenn ich berichtigend erklären wollte, daß ich einen solchen Brief nie erhalten habe (der natürlich auch nie abgeschickt wurde). Denn es wurde ja gar nicht behauptet, daß ich den Brief erhalten hätte, sondern bloß daß der Brief geschrieben worden sei — eine »Tatsache«, die den Berichtiger nicht »betrifft« — ; und daß ich auf den Brief nicht reagiert habe, stelle ich doch selbst nicht in Abrede. Diese Behauptung sei aber die einzige mich betreffende Tatsache und ich hätte höchstens das Recht, ihr die fälschliche Behauptung entgegenzusetzen, daß ich auf den Brief reagiert habe. (Ein phantastischer Fall, doch alles, was ehemals paradox war, bestätigt nun die »Stunde«.) Das Dringendste, was das Preßgesetz — nebst der Abschaffung der schmähhlichen Fiktion einer »vernachlässigten Obsorge« und

ihrem Ersatz durch die Delikthaftung — nachzuholen hätte, wäre die Anerkennung der Berichtigungsfähigkeit solcher Tatsachen, die nicht behauptet, aber supponiert oder mit einer heute ungreifbaren Tücke suggeriert werden. Das heutige Gesetz ermöglicht es einer Justiz, deren Geistigkeit den Weg hinter den buchstäblichen Text versperrt findet, den Begriff der Tatsache auf Dinge zu beschränken, die so greifbar sind wie das Brett, das sie statt der Binde vor der Stirn hat, und die wahren Lügen, die die Zeitung bringt und deren Erfassung als tatsächliche Behauptungen schon Nachdenken verursachen würde, in das Gebiet der »Meinung« abzuschieben. Doch was bedeutet im großen Bereiche der Vogelfreiheit, das dem Publikum durch einen hochherzigen Akt der Preßliberalität eröffnet wurde, das Übel dieser Berichtigungsjustiz neben dem Wahnwitz einer »Verantwortlichkeit« von Redakteuren, deren Bezeichnung als »Sitzredakteure« nur mehr ein Hohn ist und Heimweh nach den Zeiten einer Unfreiheit weckt, wo der für die Tat eines anonymen Lumpen bestellte Sündenschmuck wenngleich nicht um ihrer selbst willen, aber doch nicht mit zwei bis zwanzig Kronen gestraft wurde. Bei Gerichtsverhandlungen dieser Art hat man heute den Eindruck, daß ein schwerfälliger, jedoch preßfürchtiger Christ, der wahrscheinlich in Leoben oder Mürz-zuschlag sich noch eine gewisse rassenmäßige Aversion bewahrt hätte, in der Großstadt verdorben, von einer Judenschule gefoppt wird, über deren Ausbund er gerade zu richten hat.

Der Präsident der Concordia ist gegen die Reform des Preßgesetzes:

— — Wenn man eine besondere Art Pressekriminalität erfinden und diese um jeden Preis in das Preßgesetz hineinzwingen wollte, so hieße das, die Journalistik als einen Stand hinstellen, der aus sich heraus mit Notwendigkeit ein Berufsverbrechertum erzeugt und daher auch eines eigenen Berufsstrafgesetzes bedarf.

Aber eben darum handelt es sich, es ist die Erkenntnis, an der — ganz im Gegensatz zum deutschen Wesen — die Welt genesen könnte. Das neue österreichische Preßgesetz hat die Journalistik gleichfalls als Stand ausgenommen, nämlich als einen, der aus sich heraus ein Edelmenschentum erzeugt, und seine

Erachtens *Wengraf*

Schöpfer selbst bekennen insofern die Enttäuschung, als sie die gewährten Freiheiten einem zugereisten Berufsverbrechertum ausgeliefert sehen.

— — Unser Preßgesetz, das beste und modernste, das es in Europa gibt, soll man in Ruhe lassen

wagt Herr Wengraf zum Hohn auf alles seit dem Umsturz Erlebte und im Angesicht der Hanswurstiade, die aus der Verantwortung geworden ist, niederzuschreiben. Gegen die Erpresser aber empfiehlt er die Anwendung des »geltenden Strafgesetzes«, denn es enthalte

*13*  
*15*

Definitionen und Strafbestimmungen, die, wenn richtig angewendet, meines Erachtens vollkommen ausreichen würden, auch der journalistischen Erpressung beizukommen.

*— 13*

Als aber im Fall Weiß die Staatsanwaltschaft Mut und Mühe aufwandte, sie einmal richtig anzuwenden, nämlich sich mit der »Eignung« der Tat, Furcht zu erregen, begnügte anstatt den Angstschweiß des Opfers als Deliktsmerkmal zu reklamieren, schrie dieselbe Gesellschaft über Rechtsbeugung. Um die Möglichkeit auszuschließen, daß weit offenbarere Milieus der Erpressung, in denen mit allen Möglichkeiten der Deckung gearbeitet wird, dem kriminalistischen Zugriff entgehen, wird ~~eben~~ ein Gesetz vorbereitet, welches die bloße Bestechung unter Strafsanktion stellt, ohne daß erst untersucht werden müßte, ob die schon im Metier verbürgte Drohung als eine solche Pression betätigt wurde, die dem § 98b entspricht. Da stellt sich aber der Präsident der Zunft mit dem Argument entgegen:

*13*

*13*

Die strengsten Gesetzesbestimmungen werden nur den Erfolg haben, die Methoden zu ihrer Umgehung noch weiter zu verfeinern. Die Herren, die solche Gesetze machen, stellen sich den Erpresser als Mann vor, der mit dem Bürstenabzug in der Hand bei seinem Opfer erscheint und ihm drohend zuruft: »Geld her, oder ich laß es drucken!« Und sie stellen sich den Vorgang der Bestechung in ähnlich primitiver Weise vor: ein Mann geht mit der großen Brieftasche in die Redaktion, legt das Geld auf den Tisch und erhält dafür die Zusage einer bestimmten journalistischen Leistung. Wenn die Dinge sich so einfach abspielten, wäre es freilich leicht, dagegen mit Paragraphen anzukommen. In Wirklichkeit brauchen der Erpresser und sein Opfer, der Bestecher und der Bestochene einander nie gesehen zu haben, auch eine Mittelsperson ist dabei nicht notwendig — es genügt eine unscheinbare Notiz von der einen

Seite, ein unscheinbarer »Inseratenauftrag« von der anderen Seite. Man muß schon sehr sachkundig sein, um da irgendeinen Zusammenhang zu merken. Wie will man das Unsichtbare mit derben Gesetzeszangen fassen?

So fein also spielen sich nach den Erfahrungen eines sehr Sachkundigen die Dinge ab, die natürlich in den Blättern, in denen er die Reform bekämpft, nie vorkommen und die mit keiner Gesetzeszange zu fassen sind. Und darum würde seines Erachtens das alte Strafgesetz — das ursprünglich nur die Drohung »Geld her oder Leben!« und kaum die Alternative »Geld her, oder ich laß es drucken!« trifft — »vollkommen ausreichen, auch der journalistischen Erpressung beizukommen!« Und mit solchem logischen Schwachsinn wagt der Führer einer Interessengruppe deren Neigung zu bemänteln, lieber in ihren Reihen Erpresser zu dulden als die Lädierung ihres angemaßten Prinzips.

Wie es demselben Führer, der nicht müde wird, das Erpressungsgesetz von seiner Berufsgenossenschaft abzuwehren, und diese Arbeit auch im Hause des Lippowitz besorgt, wie es ihm partout nicht gelingen will, den klarsten Gesetzestext zu kapieren, zeigt das Folgende:

Der im Nationalrat eingebrachte Gesetzentwurf weiß nichts von solchen Hemmungen; da wird mit dilettantischer Sorglosigkeit einfach drauf losdekretiert. Der erste Gesetzartikel stellt die Annahme von Vermögensvorteilen, durch die das Unterbleiben einer Veröffentlichung in einer Zeitung »herbeigeführt« werden soll, als ein Verbrechen unter Kerkerstrafe. Den Verfassern des Entwurfes schwebte dabei die primitivste Form von Erpressung oder Bestechung vor. Sie denken offenbar an den Mann mit dem Bürstenabzug, der von dem anderen Mann, dem die Veröffentlichung unangenehm wäre, eine bestimmte Zahlung verlangt, damit der Abdruck unterbleibe. Das ist der einfachste und vulgärste Schulfall von Revolverpraxis. Daneben gibt es aber ungezählte, viel feinere und viel kompliziertere Methoden, »um herbeizuführen«, daß eine Veröffentlichung unterbleibe — wobei die Verfasser des Entwurfes gar nicht daran zu denken scheinen, daß in der großen Mehrzahl der Fälle diejenigen, die das »herbeiführen wollen«, nicht die Bezahlten, sondern die Bezahler, nicht die Bestochenen, sondern die Bestecher sind.

Herr Dr. Wengraf, der also das »herbeiführen« vollkommen mißversteht, spricht dann noch ironisch von den Parteijournalisten, die

*Insp*

*zum jef. mündelhaft. Vergleich!*

Schöpfer selbst bekennen insofern die Enttäuschung, als sie die gewährten Freiheiten einem zugereisten Berufsverbrechertum ausgeliefert sehen.

— — Unser Preßgesetz, das beste und modernste, das es in Europa gibt, soll man in Ruhe lassen

wagt Herr Wengraf zum Hohn auf alles seit dem Umsturz Erlebte und im Angesicht der Hanswurstiade, die aus der Verantwortlichkeit geworden ist, niederzuschreiben. Gegen die Erpresser aber empfiehlt er die Anwendung des »geltenden Strafgesetzes«, denn es enthalte

Definitionen und Strafbestimmungen, die, wenn richtig angewendet, meines Erachtens vollkommen ausreichen würden, auch der journalistischen Erpressung beizukommen.

Als aber im Fall Weiß die Staatsanwaltschaft / ~~Mut und Mäh aufwand~~ sie einmal richtig anzuwenden, nämlich sich mit der »Eignung« der Tat, Furcht zu erregen, begnügte anstatt den Angstschweiß des Opfers als Deliktsmerkmal zu reklamieren, schrie dieselbe Gesellschaft über Rechtsbeugung. Um nun die Möglichkeit auszuschließen, daß weit offenbarere Milieus der Erpressung, in denen mit allen ~~Möglichkeiten~~ der Deckung gearbeitet wird, dem kriminalistischen Zugriff entgehen, wird ein Gesetz vorbereitet, welches die bloße Bestechung unter Strafsanktion stellt, ohne daß erst untersucht werden müßte, ob die schon im Metier verbürgte Drohung als eine solche Pression betätigt wurde, die dem § 98b entspricht. Da stellt sich aber der Präsident der Zunft mit dem Argument entgegen:

*Indes H. S.  
H. Braun*

*H. Schikanen*

Die strengsten Gesetzesbestimmungen werden nur den Erfolg haben, die Methoden zu ihrer Umgehung noch weiter zu verfeinern. Die Herren, die solche Gesetze machen, stellen sich den Erpresser als Mann vor, der mit dem Bürstenabzug in der Hand bei seinem Opfer erscheint und ihm drohend zuruft: »Geld her, oder ich laß es drucken!« Und sie stellen sich den Vorgang der Bestechung in ähnlich primitiver Weise vor: ein Mann geht mit der großen Brieftasche in die Redaktion, legt das Geld auf den Tisch und erhält dafür die Zusage einer bestimmten journalistischen Leistung. Wenn die Dinge sich so einfach abspielten, wäre es freilich leicht, dagegen mit Paragraphen anzukommen. In Wirklichkeit brauchen der Erpresser und sein Opfer, der Bestecher und der Bestochene einander nie gesehen zu haben, auch eine Mittelsperson ist dabei nicht notwendig — es genügt eine unscheinbare Notiz von der einen

Seite, ein unscheinbarer »Inseratenauftrag« von der anderen Seite. Man muß schon sehr sachkundig sein, um da irgendeinen Zusammenhang zu merken. Wie will man das Unsichtbare mit derben Gesetzeszangen fassen?

So fein also spielen sich nach den Erfahrungen eines sehr Sachkundigen die Dinge ab, die natürlich in den Blättern, in denen er die Reform bekämpft, nie vorkommen und die mit keiner Gesetzeszange zu fassen sind. Und darum würde seines Erachtens das alte Strafgesetz — das ursprünglich nur die Drohung »Geld her oder Leben!« und kaum die Alternative »Geld her, oder ich laß es drucken!« trifft — »vollkommen ausreichen, auch der journalistischen Erpressung beizukommen!« Und mit solchem logischen Schwachsinn wagt der Führer einer Interessengruppe deren Neigung zu bemänteln, lieber in ihren Reihen Erpresser zu dulden als die Lädierung ihres angemessenen Prinzipats.

Wie es demselben Führer, der nicht müde wird, das Bestechungsgesetz von seiner Berufsgenossenschaft abzuwehren, und diese Arbeit auch im Hause des Lippowitz besorgt, wie es ihm partout nicht gelingen will, den klarsten Gesetzestext zu kopieren, zeigt das Folgende:

Der im Nationalrat eingebrachte Gesetzentwurf weiß nichts von solchen Hemmungen; da wird mit dilettantischer Sorglosigkeit einfach drauf losdekretiert. Der erste Gesetzartikel stellt die Annahme von Vermögensvorteilen, durch die das Unterbleiben einer Veröffentlichung in einer Zeitung »herbeigeführt« werden soll, als ein Verbrechen unter Kerkerstrafe. Den Verfassern des Entwurfes schwebte dabei die primitivste Form von Erpressung oder Bestechung vor. Sie denken offenbar an den Mann mit dem Bürstenabzug, der von dem anderen Mann, dem die Veröffentlichung unangenehm wäre, eine bestimmte Zahlung verlangt, damit der Abdruck unterbleibe. Das ist der einfachste und vulgärste Schulfall von Revolverpraxis. Daneben gibt es aber ungezählte, viel feinere und viel kompliziertere Methoden, »um herbeizuführen«, daß eine Veröffentlichung unterbleibe — wobei die Verfasser des Entwurfes gar nicht daran zu denken scheinen, daß in der großen Mehrzahl der Fälle diejenigen, die das »herbeiführen wollen«, nicht die Bezahlten, sondern die Bezahler, nicht die Bestochenen, sondern die Bestecher sind.

Herr Dr. Wengraf, der also das »herbeiführen« vollkommen mißversteht, spricht dann noch ironisch von den Parteijournalisten, die

über Auftrag eine Parteiaffäre verschweigen und denen somit, weil sie doch sonst ihre Stellung verlieren würden, gleichfalls ein Vermögensvorteil dafür zufalle, daß sie »das Unterbleiben der Veröffentlichung herbeigeführt« haben. Ob dieser Fall, mit dem er scherzhaft die vielfachen Versuchungen, denen der arme Journalist ausgesetzt ist, auf das Parteileben ableiten will — ob nicht jede Korruptionierung der öffentlichen Meinung unter den Bestechungsparagraphen zu stellen wäre, mag eine offene Frage bleiben. Wenn aber Herr Dr. Wengraf damit die direkte Geldannahme harmlos machen und selbst an dieser dem Bestecher die Hauptschuld geben will, so hätte er noch immer den Begriff des »Herbeiführens« mißverstanden. Selbst wenn die Straffreiheit des Bestechers im neuen Gesetz so verfehlt wäre wie sie berechtigt ist, so ist es doch niemandem eingefallen, das »Herbeiführen« des Unterbleibens einer Veröffentlichung als die Tätigkeit des Bestochenen zu bezeichnen, für die er gestraft werden soll. Der Entwurf sagt ganz klar, daß der herbeiführende Teil der Bestecher ist, und straft die Annahme von Vermögensvorteilen, »durch die« das Unterbleiben herbeigeführt werden soll. Das heißt: der Bestecher will es durch Zuwendung von Vermögensvorteilen herbeiführen, der Journalist macht sich aber durch deren Annahme schuldig. Wenn Herr Dr. Wengraf so tut als ob die Verfasser des Entwurfs »gar nicht daran zu denken scheinen«, daß die Herbeiführer die Bestechenden seien, so scheint er entweder den simpelsten Text gar nicht lesen zu können oder jene Verwirrung erzeugen zu wollen, aus der die Unschuld der Bestochenen umso reiner hervorgeht, als sie doch gewiß nicht an einer Tätigkeit schuld sein können, die von den Bestechern ausgeht. So oder so, Herr Dr. Wengraf traut den Verfassern den Blödsinn zu, daß sie den Bestecher nicht nur straflos lassen, sondern auch von jeder Einwirkung auf den Willen des Bestochenen sprechen, den sie ganz selbständig das Unterbleiben der Veröffentlichung »herbeiführen« lassen. Während ausdrücklich die Geldannahme das Delikt bildet, erscheint das kriminelle Moment in der Herbeiführung verlegt, an der der Journalist doch tatsächlich nur als Werkzeug beteiligt ist. Der kausale Zusammenhang zwischen der Wirksamkeit des Bestechers und der des Bestochenen wird in zwei Handlungen aufgelöst, die beide dem Bestochenen zur Last

✓

Koch ✓

11 ✓

H. J. J. J. J.

H. in Stuttgart

✓

~~Handwritten scribble~~

~~Handwritten scribble~~

H,  
✓

fallen ~~hellen~~ und indem der Wortführer der Journalistik die »dilettantische Sorglosigkeit«, mit der er das Gesetz gelesen hat, dessen Verfassern zuschreibt, ist der Eindruck eines gesetzgeberischen Nonsens »herbeigeführt«, mit dem man einer Publizistik entgegenzutreten wagt, die so autonom war, ihn selbst herstellen zu können.

Die Arbeiter-Zeitung bekennt:

Das österreichische Preßgesetz glaubte der Preßbestechung dadurch steuern zu können, daß es dem Bestochenen die Beute entwindet. Das ist der § 27, der die Möglichkeit eröffnet, daß derjenige, der den »Vermögensvorteil« geleistet hat, um eine Veröffentlichung in der Zeitung entweder zu hindern oder herbeizuführen, die »Leistung« zurückverlangen kann; man meinte, daß, wenn der Bestochene »des derart errungenen Vermögensvorteils nicht froh wird und gewärtigen muß, daß das Sündengeld zurückverlangt werden kann«, die Bestechungen aufhören werden. Aber »der Bund zwischen Bestechern und Bestochenen« ist nicht gesprengt worden; es wird seit vier Jahren nicht wenig »Sündengeld« gegeben worden sein, aber ein Zurückverlangen ist dennoch nie sichtbar geworden. Denn nicht minder als die Bestochenen lieben auch die Bestecher das Dunkel; sie sind nicht einmal dazu zu bringen, sich gegen Erpressungen zu wehren. Wenn so die Herren Bosel und Castiglioni ihre Bücher — wenn über derlei überhaupt Aufzeichnungen geführt werden — öffnen würden, was alles würde man da wohl erblicken! Aber sie werden sie nicht öffnen; der »Bund« zwischen denen, die zu verbergen haben, und denen, die das Verbergen honoriert haben wollen, erscheint geradezu als unlöslich. Aber weil es so ist, muß das Übel in aller Form ausgebrannt werden: es genügt nicht, dem Bestecher die Möglichkeit einzuräumen, das Sündengeld zurückzuverlangen

14  
✓

sondern er muß, da er bisher von der Wohltat des Gesetzes keinen Gebrauch gemacht hat, eine Draufzahlung, eine Ergreiferprämie erhalten, damit er den Bestochenen endlich preisgebe? Nein:

auch ihm muß, wenn er es unternimmt, die Presse zu korrumpieren, Strafe, und zwar schwere Strafe drohen.

Da die Aussicht auf Lohn ~~ist~~ nicht ermuntert hat, sich zu melden, so wird ~~ihnen~~ also die Aussicht auf Strafe Lust machen. ~~Sie werden~~ dann entweder die Bestechung unterlassen oder (wenn ~~die~~ sie doch nicht unterlassen sollten) sie anzeigen.

Hij  
H m  
H m  
H m

Hij

15  
✓

kurz



H sind

schweigung, die Tat, die durch sie gedeckt werden soll, ein Verbrechen vorstellt, so mag sie außerhalb des Zusammenhangs der Erpressung gefaßt werden. In diesem Zusammenhang muß sie, muß vor allem die Bezahlung straflos bleiben, wenn die Korruption des Bestochenen, wenn die Erpressung gefaßt werden soll. Dies würde unfehlbar mißlingen, wenn dem Erpresser die Chance der Drohung zuwüchse, sein Opfer wegen der Bezahlung anzuzeigen, falls er ihm nicht noch mehr gibt. Ein Rechtsgut der öffentlichen Meinung, die auch von außen ebenso unantastbar wäre wie die Integrität des Beamten, also außerhalb des Pflichtkreises jener zu statuieren, die sie beruflich zu verwalten haben, entspricht einer Ideologie, die die Presse zwar nicht als Übel, jedoch als Wohltat der menschlichen Gesellschaft überschätzt. Aber für den redaktionellen Teil haben von Gesetzeswegen endlich die Redakteure verantwortlich zu sein und nicht die Händler, deren Berufsinteresse es nicht ausschließt, mit ihnen Geschäfte zu machen, welche, wenn sie an und für sich so kriminell sind wie die Handlungen der käuflichen Journalisten, abgedondert zu strafen wären Ihre Geschäftsverbindung mit der Presse zum Delikt machen böte die letzte Sicherheit, die der Presse für ihre Geschäftsverbindung mit jenen bis heute gefehlt hat. Nein, die ehrliche und fruchtbringende Erkenntnis von der Notwendigkeit, die Preßkorruption auszurotten, wird auf wirksamere Mittel sinnen müssen. Und ~~bit~~ ist ja bis zu einem hohen Grade vorhanden, wenn man die Worte liest:

H sind.

H sind (Mann)

Tatsächlich ist eine bestechliche Presse so ziemlich das schlimmste Übel, das einen Staat und ein Volk treffen kann; in ihr wird ja die Quelle selbst verunreinigt, aus der die öffentliche Meinung entspringt. Und ich hatte schon geglaubt, daß das Übel der Presse — welches ich freilich noch jenseits des Problems materieller Korruption erkenne — von mir überschätzt wird, weil es sich ja durch die Vergänglichkeit des bedruckten Papiers täglich von selbst aufhebt.

|| (

||:

||-

Noch bleibt uns allen die andere Sorge, daß der Glaube an den Bestand Österreichs nicht auf die Überzeugung angewiesen sei von der Unlöslichkeit des »Bundes«/ nämlich zwischen denen, die zu verbergen haben, und ihren Erpressern.

### Der Ring des Lippowitz

dürfte in späteren Zeiten dem des Polykrates, des Gyges und sogar des Nathan an Beliebtheit nicht weichen, wiewohl speziell dieser die geheime Kraft hatte, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, ein Ziel, das Lippowitz gerade in den Tagen, da auch er es mit dem § 98 b zu tun hat — bitt Sie, wer nicht heutzutage — von ganzem Herzen anstrebt. Aber wenn jene ihren Schatz bloß solchen Dichtern wie Schiller, Hebbel und Lessing anvertraut haben, so hat sich Lippowitz direkt an Hafis gewendet, den losen Kabarettier, von dem die Lieder weiser Minne stammen, die ihm in seiner Tätigkeit als Präsident der Concordia so einfallen. Lippowitz hatte sich nämlich entschlossen, anlässlich der Feier des 150 jährigen Bestandes des Burgtheaters und der Erhaltung der 6 1/2 Milliarden, die er in die Depositenbank eingelegt hatte, einen »Burgtheatering« zu stiften, gleich jener großzügigen Haifische, die nach gutem Abschluß ihr schlechtes Gewissen zu erleichtern pflegen, sich ans Vaterland oder direkt an die Menschheit anschließen, einen Hang zur Lyrik verspüren und von ihren vielen Talenten einen Obolus für »die Kunst« hinterlegen, damit sie ihnen nicht das Herz bracht. Sie gehen im Wald so für sich hin, halten Zwiesprach mit Schmetterlingen und sind des Kurstreibens müde, mit einem Wort: »Der Räuber hat auch Stunden . . .« Von solcher Castiglioni-Regung heimgesucht, beschloß Lippowitz, seinen Namen mit dem des Burgtheaters, das bekanntlich bessere Zeiten gesehen hat und dessen Schauspieler heute als Rekommandeure von Likörfirmen im Neuen Wiener Journal erscheinen, in dauernde Verbindung zu bringen, bis in zweihundert Jahre und darüber. Des zum Zeichen stiftete er den Ring und um die Erinnerung an den Stifter festzulegen und deren Modalitäten zu regeln, erließ er einen »Stiftungsbrief«, den er dem Herrn Dr. Edmund Wengraf übersandte, ohne ihn von diesem zurückzubekommen. Er enthält die folgenden

*Hila*  
 + im Buchen 1/2 w  
 1/2

*1/2*

*1/2*

*Von der  
 hypoch. Buch?  
 Mein*



urkundlich vorgesorgt und außerordentlich bemerkenswert sind die Vorsichtsmaßregeln, die Lippowitz für die unsichere Zukunft dieser bewegten Welt getroffen hat, von der er doch hofft, daß sie, wenn schon alles drunter und drüber geht und ein Erpresser nach dem andern verhaftet wird, wenigstens den Lippowitzring respektieren werde.

Die Stiftungssumme bleibt dauernd in der Verwaltung der Concordia. Sollte sich die Concordia auflösen, so soll das Burgtheater die Verwaltung übernehmen, und sollte auch das Burgtheater in ferner Zukunft einmal zu bestehen aufhören, so soll die Stiftung in die Hände des jeweiligen Unterrichtsministeriums gelangen, das, den veränderten Verhältnissen entsprechend, den Ring einem erfolgreichen, besonders populären deutschen oder internationalen Bühnenkünstler und dramatischen Autor von Rang verleihen soll.

Sich vorzustellen, daß sich einmal die Concordia auflösen könnte, zeugt von einer kühnen, ja lästerlichen Phantasie. Daß auch das Burgtheater, freilich »in ferner Zukunft«, einmal zu bestehen aufhören könnte, läßt sich schon aus dem einfachen Grunde nicht denken, weil dann die Leute wirklich nichts hätten als die Erinnerung an das hundertfünfzigjährige Jubiläum, das freilich möglicherweise dann noch gefeiert wird. Wie aber, wenn auch das jeweilige Unterrichtsministerium — obwohl dessen Jeweiligkeit gewiß auch immer lang genug sein wird — einmal zu bestehen aufhört? Was tan mir jetzt? Es ist nicht auszudenken und eben deshalb hat Lippowitz für diesen äußersten Fall keine Vorsorge getroffen. Immerhin, man sollte es erwägen. Und was geschieht mit dem Ring, wenn sogar Österreich zu bestehen aufhört? Der Franzensring mußte dem Ring des 12. November weichen, dieser dem Lippowitzring. Aber wie bringt man ~~ih~~ ohne den Rückhalt eines geordneten Staatswesens unter? Wenn etwa der Bolschewismus schleichen sollte, um sich ihn anzueignen? Allerdings, der Stifter verfügt noch:

Der Preisring bleibt dauerndes Eigentum des Preisträgers und geht nach dessen Ableben in den Besitz der gesetzlichen Erben über, denen es anheimgestellt wird, den Ring zum dauernden Andenken an den Preisträger dem Museum der Stadt Wien zu überweisen.

Schön, wenn es aber trotz dieser Attraktion kein Museum der Stadt Wien mehr gäbe? Lippowitz hat den Gedanken an den Ausbruch einer Revolution nicht ganz beiseitegeschoben:

Um die Stiftung dauernd zu sichern, bestimme ich, daß der Gesamtbetrag in mündelsicheren Goldwerten angelegt werde und bei Ausbruch schwerer politischer oder wirtschaftlicher Krisen noch besonders vorsichtig sicherzustellen sei. —

74  
15  
7 ein

Solche Sicherungen werden am besten mit den Mitteln, die der volkswirtschaftliche Teil des Neuen Wiener Journals an die Hand gibt, durchgeführt und schließlich kann dann vielleicht selbst beim Ausbruch eines Weltkriegs, zumal nach den Erfahrungen, die man durch einen solchen bereits gemacht hat, nicht mehr viel passieren. Wenn aber alle Dauer auf Erden verbürgt ist, so ist doch zur letzten Sicherung des Ringes noch nicht die Dauer der Erde verbürgt und man muß es schon als Fahrlässigkeit beklagen, daß im Stiftungsbrief nichts für den Fall eines Kometen vorgesehen ist, der nebst der Concordia, dem Burgtheater, dem Unterrichtsministerium und dem Museum der Stadt Wien ~~vielleicht~~ sogar das Neue Wiener Journal bedroht. Denn da ist man keineswegs so sicher wie bei der Depositenbank, wiewohl Lippowitz vielleicht auch in diesem Fall seine Einlagen zurückbekommen würde. Schließlich kann man aber nicht an alle Möglichkeiten denken, es muß genügen, das Gute gewollt zu haben und daß der in dunklen Geschäften verstrickten Welt ein Beispiel idealer Sinnesart gegeben ward und einer lichter~~n~~ Nachwelt ~~das~~ Zeichen, daß in Wien trotz der Ablenkung durch den § 98 b die schönen Künste geblüht haben. Und so mag denn der Stifter mit berechtigter Genugtuung schließen:

Ich hoffe, daß der Burgtheaterring der Concordia die innigen Beziehungen, welche seit Jahrzehnten zwischen der Wiener Tagespresse und dem Burgtheater bestehen, fördern und ein dauerndes Symbol der Vereinigung von Schrifttum und Bühnenkunst bleiben wird.

Jakob Lippowitz,  
Herausgeber und Chefredakteur  
des  
•Neuen Wiener Journals•

Wien, 11. April 1926.

Die innigen Beziehungen zwischen der Wiener Tagespresse und dem Burgtheater, oder schlichter gesagt zwischen dessen Kassier und deren stückereschreibenden Kritikern, werden durch den Ring dieses Polykrates zwar nicht mehr erheblich gefördert werden, aber um ihn der öffentlichen Meinung als Symbol durch die Nase zu ziehen, dazu dürfte er schon taugen. Zumal in den Tagen, wo des Lebens ungemischte Freude keinem Herausgeber zuteil ward und ich noch keinen fröhlich enden sah, auf den mit immer vollen Händen die Bankdirektoren ihre Gaben streun. Erstaunlich bleibt nur, daß sich der Gast, speziell Herr Dr. Edmund Wengraf, hier nicht mit Grausen gewendet hat. Und so kann denn von seines Daches Zinnen Herr Lippowitz großherzig das Kleinod in die Flut einer ungewissen Zukunft werfen, im Stillen hoffend, daß ein Haifisch es ihm wieder apportieren werde.

## Glossen

### Übermensch im Parkett des Deutschen Volkstheaters

Was ich alles in den Jahrzehnten, da ich schreibe, von der Entwicklung versäumt habe, hauptsächlich weil ich nicht ins Theater gehe, das ersehe ich aus dem Referat des „Abend“ über »Mensch und Übermensch« von Bernard Shaw:

Ernst ist und wird immer bleiben die Sehnsucht nach dem Übermensch. Was Nietzsche in seinem dunklen Drange spann, Richard Wagner gefühlsmäßig romantisch musizierte, Shaw schärfer faßte, doch mit Witz verbräunte, um den Anblick blanker Wahrheit weniger erschrecklich zu machen, in den nur scheinbar nüchternen wirtschaftlichen Bestrebungen, Hochzielen der Gegenwart — es geht immer unverhüllter um die Züchtung, Heranbildung des neuen Ideals, des Übermenschen, des Höhermenschen. Und es geht rascher als man je zu hoffen wagte. Das zeigt klar und deutlich die verständnisvolle Aufnahme von »Mensch und Übermensch« durch das Publikum von heute.

Also das hätte ich nicht geglaubt! Wie, direkt aus dem Kanal? Mit Überspringung der Zwischenstufe des Menschen? Daß sie ganz zum ~~Typus~~ des Schandor Weiß hinaufwollen, zum ~~Ideal~~ mit den nur scheinbar nüchternen wirtschaftlichen Bestrebungen — das hätte man immerhin für möglich gehalten; es ist der Weg zur Eroberernatur, zum großen Nehmer, für den Millionen/»Ballen« sind, die er umschlingt. Aber ausgerechnet Übermensch? Also, das, was Nietzsche in seinem dunklen Drange spann — jene überlebendige Wirklichkeit, wie sie für Äonen der Entwicklung nie grimmiger von einem papierenen Wort verhöhnt wurde? Also davon muß ich mich überzeugen! Ich geh' ins Deutsche Volkstheater und schreibe mit, was der Übermensch neben mir seiner Gattin zuflüstert. Vielleicht habe ich Glück und kann berichten: »Ich wer' dir etwas sagen — interessantes Stück — ich kenn ihn doch persönlich, Trebitsch!« faßte der Übermensch sein Urteil zusammen, während die blonde Bestie von wesentlich anderen Eindrücken abgelenkt war. Läuter erstklassige Zuchtexemplare. Und sich vorzustellen, daß die

1 w  
=

Thiel  
H. G. ...  
+ ...

/ ...



Wenn uns Gott Amor oft so bang' macht,  
Den einen krank macht, den andern schlank macht,  
Ist denn die Liebe wirklich gar so schön?  
Wenn uns die Männer so den Kopf verdreh'n?  
Liebesbrief und Stelldichein,  
Also bitte: muß denn so was sein?

Liebling, frag' nicht warum, Mausl, frag' nicht warum,  
Schatzi, frag' nicht, warum du mir so gut gefällst!  
Du hast so schöne Wimpern, mit denen kannst  
du klimpern!  
Du hast so was, so dies und das, weiß nicht was.  
Dein Gang ist so elastisch, die Formen sind so plastisch,  
Du hast den allerschönsten Wuchs, von Wien bis Buchs.  
Liebling, frag' nicht warum . . .  
Dein Antlitz, dein geschwollnes,  
Gemahnt an Gunar Tolnäs,  
So schön war noch kein Kinoprinz  
Von Wien bis Linz.

Wer sich einmal in dieser Stadt  
Alle Mäderln gut angeschaut hat,  
Kann vergessen sie nimmermehr,  
Den treibt die Sehnsucht aufs neue stets her!  
Und die Frauen erst, Herrgott! Ui jö!  
Da staunt der Fachmann und sagt: Dulliö!  
Und auch der Laie ist sehr entzückt,  
Wenn so ein Wiener Haxerl er erblickt.

Wenn man nur wüßte, was von Brammer ist und was von  
Grünwald! Als es gedruckt erschien, hat ein Vorläufer sein  
Autorrecht an dem Reim »geschwollnes — Tolnäs« reklamiert.

»Den Lesern der ‚Stunde‘ gewidmet« (von Herrn Kálmán  
eigenhändig) ist, wie sich's gehört, der Husarenmarsch. Die es  
nicht singen konnten, haben sich doch eine ganze Seite lang  
durch den Text schadlos gehalten, bei dem es in ihnen »gewurlt«  
haben soll:

Der Husar, der Husar  
Ganz genau kennt er die Weiber bis aufs Haar.  
Der Husar, der Husar  
Kennt die Frauen wunderbar.  
Der Husar, der Husar  
Ist verliebt das ganze Jahr, das ganze Jahr.

Den Reitersmann, den schneidigen,  
Darf keine Frau beleidigen,  
Er weiß sich zu verteidigen  
Freudigen Herzens überall.  
Mit teuflischer Verwegenheit  
Ergreift er die Gelegenheit,  
Um ihren Stolz zu bändigen,  
Zu beendigen seine Qual!

Er befindet sich also im Zustande der Notwehr.

Der Husar, der Husar  
Ist so wild noch wie er war,

er ist siegreich aus dem Weltkrieg hervorgegangen und darum  
wird sie schon sehn, was ihr ~~gescheh~~ wird. Seine Schuld ist es  
nicht, er hat gewarnt:

*Hypocriten*

Er sagt stets: Mädel gib acht,  
Schließ dein Fenster heute nacht!  
Mädel gib acht,  
Wenn der Mond in's Zimmer lacht.  
Heut droht Gefahr,  
's kommt der Husar,  
Packt dich mit starken Armen,  
Der Husar kennt kein Erbarmen.  
Mädel gib acht, laß die Tür nicht offen stehn.  
Mädel gib acht, denn sonst ist's um dich gescheh'n.  
Hast mich verlacht, rasend gemacht,  
Mädel gib acht heute Nacht!

*— sm'*

Er hat also alles Erdenkliche vorgekehrt, und wenn er sie dennoch erobert, so geschieht's im heiligen Verteidigungskrieg. Der Husar muß doch seine Qual beendigen. Dies erhitzt wieder die Phantasie der Leser der 'Stunde', denn sie vermuten, daß es ein sogenanntes Gustomenscherl sei. Und wenn darüber noch das gesunde Antlitz des Herrn Kálmán auftaucht, so summen sie befriedigt mit. Ursprünglich hätte ihnen das Lied »Wenn du mich sitzen läßt, fahr' ich nach Budapest« gewidmet sein sollen, aber das ging nicht, man hätte es für ein Duett mit der Justiz gehalten. Immerhin wurde ihnen versichert, daß in diesem Lied wie in »Liese, komm mit auf die Wiese«, das sich nur auf die kleineren Ausflüge der 'Bühne' bezieht, »das Tempo der neuen Zeit«

enthalten sei. Dagegen wurde den Lesern des ‚Extrablatt‘ die Vorstellung, Wien verlassen zu müssen, von einer mehr sentimentalischen Seite nahegebracht und passender Weise das ›Wiener Lied‹ gewidmet:

Muß man fort aus der Wienerstadt,  
Die so ganz was Besond'res hat,

womit natürlich nicht die Revolverpresse gemeint ist

Ist verschwunden sie längst dem Blick,  
Bleibt stets ein Stückel vom Herzen zurück!  
Alles winkt dir noch freundlich zu,  
Der alte Steffel ruft: ›Servus Dulc‹  
Im Herzen klingt noch die Wiener Sprach'  
Und aus der Ferne tönt's dir leise nach:

(Sehr langsam.)

Wo ist der Himmel so blau wie in Wien,  
Wo ist die Luft so schön lau wie in Wien,  
Wo gib't's so goldige, süße herzige g'wisse Mädeln und  
Frau'n wie in Wien!

Wo ist so luftig, so leicht noch das Blut?  
Wo ist so süßig der Wein und so gut;  
Wo blüht im Frühling der Flieder,  
Wo singt man Lieder schön wie im goldigen Wien!

Auße möchte i.

### Geh, Mädel, geh, sei gut

möchte man der Gemeinde Wien zurufen, die neustens einen unerbittlichen Kunstsinn betätigt und zur Verteilung von je 3000 Schilling ›für das Gebiet der Dichtkunst‹ die Herren Dr. Richard Beer-Hofmann, Professor Dr. Anton Bettelheim und Direktor Franz Herterich, ›für das Gebiet der Musik‹ und ›für das Gebiet der bildenden Kunst‹ andere Kenner bestellt hat. Das Preisrichterkollegium hat sich vor der Fülle konkurrierender Genies nicht anders helfen können als für jedes Gebiet je drei Preise à 1000 Schilling festzusetzen. Sie sollten zwar ursprünglich jener ›Aufmunterung‹ dienen, die auf sämtlichen Gebieten der Kunst schon so viel Unheil angerichtet hat, während Abschreckungspreise, geknüpft an die Bedingung, nichts dergleichen mehr zu tun, sondern einen nützlichen Beruf zu ergreifen,

Den Reitersmann, den schneidigen,  
 Darf keine Frau beleidigen,  
 Er weiß sich zu verteidigen  
 Freudigen Herzens überall/  
 Mit teuflischer Verwegenheit  
 Ergreift er die Gelegenheit,  
 Um ihren Stolz zu bändigen,  
 Zu beendigen seine Qual!

1.

Er befindet sich also im Zustande der Notwehr.

Der Husar, der Husar  
 Ist so wild noch wie er war!

1.

Er ist siegreich aus dem Weltkrieg hervorgegangen und darum  
 wird sie schon sehn, was ihr geschieht. Seine Schuld ist es nicht,  
 er hat gewarnt:

Fr  
 Hoffn wird.

Er sagt stets: Mäd'el gib acht,  
 Schließ dein Fenster heute nacht!  
 Mäd'el gib acht,  
 Wenn der Mond in's Zimmer lacht.  
 Heut droht Gefahr,  
 's kommt der Husar/  
 Packt dich mit starken Armen/  
 Der Husar kennt kein Erbarmen L  
 Mäd'el gib acht, laß die Tür nicht offen stehn.  
 Mäd'el gib acht, denn sonst ist's um dich gescheh'n.  
 Hast mich verlacht, rasend gemacht,  
 Mäd'el gib acht heute Nacht!

H/B

1.  
 1.  
 H/B L.

Er hat also alles Erdenkliche vorgekehrt, und wenn er sie doch  
 erobert, so geschieht's im heiligen Verteidigungskrieg. Der Husar  
 muß doch seine Qual beendigen. Dies erhitzt wieder die Phantasie  
 der Leser der 'Stunde', denn sie vermuten, daß es ein sogenanntes  
 Gustomenscherl sei. Und wenn darüber noch das gesunde  
 Antlitz des Herrn Kálmán auftaucht, so summen sie befriedigt mit.  
 Ursprünglich hätte ihnen das Lied »Wenn du mich sitzen läßt,  
 fahr' ich nach Budapest« gewidmet sein sollen, aber das ging  
 nicht, man hätte es für ein Duett mit der Justiz gehalten.  
 Immerhin wurde ihnen versichert, daß in diesem Lied wie in  
 »Liese, komm mit auf die Wiese«, das sich nur auf die kleineren  
 Ausflüge der 'Bühne' bezieht, »das Tempo der neuen Zeit«

1/nun  
 Scherz

H/die

enthalten sei. Dagegen wurde den Lesern des ‚Extrablatt‘ die Vorstellung, Wien verlassen zu müssen, von einer mehr sentimentalen Seite nahegebracht und passender Weise das »Wiener Lied« gewidmet:

Muß man fort aus der Wienerstadt,  
Die so ganz was Besond'res hat/

womit natürlich nicht die Revolverpresse gemeint ist/

Ist verschwunden sie längst dem Blick,  
Bleibt stets ein Stückel vom Herzen zurück!  
Alles winkt dir noch freundlich zu,  
Der alte Steffel ruft: »Servus Dul«  
Im Herzen klingt noch die Wiener Sprach'  
Und aus der Ferne tönt's dir leise nach/

(Sehr langsam.)

Wo ist der Himmel so blau wie in Wien,  
Wo ist die Luft so schön lau wie in Wien,  
Wo gibt's so goldige, süße herzige g'wisse Mädeln und  
Frau'n wie in Wien!

Wo ist so luftig, so leicht noch das Blut?  
Wo ist so süffig der Wein und so gut;  
Wo blüht im Frühling der Flieder,  
Wo singt man Lieder schön wie im goldigen Wien!

Außi möcht i.

### Geh, Mädel, geh, sei gut

möchte man der Gemeinde Wien zurufen, die neuestens einen unerbittlichen Kunstsinn betätigt und zur Verteilung von je 3000 Schilling »für das Gebiet der Dichtkunst« die Herren Dr. Richard Beer-Hofmann, Professor Dr. Anton Bettelheim und Direktor Franz Herterich, »für das Gebiet der Musik« und »für das Gebiet der bildenden Kunst« andere Kenner bestellt hat. Das Preisrichterkollegium hat sich vor der Fülle konkurrierender Genies nicht anders helfen können als für jedes Gebiet je drei Preise à 1000 Schilling festzusetzen. Sie sollten zwar ursprünglich jener »Aufmunterung« dienen, die auf sämtlichen Gebieten der Kunst schon so viel Unheil angerichtet hat, während Abschreckungspreise, geknüpft an die Bedingung, nichts dergleichen mehr zu tun, sondern einen nützlichen Beruf zu ergreifen,

Zum gef. Vergleich  
Abdruck

ein wahrer Segen wären. Auf dem Gebiete der Musik hat man sich aber auch zu einem Preis der Anerkennung entschlossen und zwar eines Schaffenden, dessen Namen schon wie der Inbegriff alles dessen klingt, was im Bereich der Bürgerwelt an Kunstehre einzuheimen ist:

Erich Wolfgang Korngold bedarf wohl keiner »Aufmunterung« mehr. Er ist einer der bekanntesten und namentlich auf dem Gebiete der Oper erfolgreichsten Komponisten, für den der Preis eine Anerkennung, so vieler ungerechter und gehässiger Anfeindung zum Trotz, bedeutet.

Wenn die gehässige Anfeindung das Kriterium bildet, so bin ich imstand und reiche nächstes Jahr ein. Ich glaube aber trotzdem nicht, daß ich Chancen haben werde, wiewohl die Arbeiter-Zeitung, freilich zu einer Zeit, wo ich noch andere Sorgen hatte, geschrieben hat: »Man reiche ihm den Preis!« Verspielt und vertan. Dagegen haben die feinsinnigen Preisrichter sofort erkannt, daß der strebsame Bibliothekar der Arbeiterkammer auf dem Gebiete der Dichtkunst in Betracht komme.

Unter den Preisträgern befinden sich Namen, die gerade den Lesern der Arbeiter-Zeitung wohl vertraut sind.

Es ist bedauerlich, daß den aufmerksamen Preisrichtern unter diesen Namen der eines Autors entgangen ist, welcher proletarisches Fühlen und Erleben zu dem ihm gemäßen Ausdruck einer dichterisch schmucklosen Prosa gebracht hat, jenes Heinrich Holec, dessen Beschreibung allein vom Wiedersehen des armlosen Heimkehrers mit seinem Kind des ungeteilten Preises der Stadt Wien würdig wäre. Unter dessen Trägern befindet sich einer, von dem der Komiker Valentin sagen dürfte: Der wird erst gut!

Ernst Scheibldreither ist ein junger Wiener, von dem nur ganz wenige Sachen gedruckt wurden; heute veröffentlicht die Arbeiter-Zeitung ein Gedicht Scheibldreithers.

Das ist überaus dankenswert, weil man auf diese Art sofort erfährt, wie sich die Gemeinde Wien die Zuständigkeit auf dem Gebiete der Dichtkunst vorstellt.

Gestern beschäftigte sich der Stadtsenat mit den Anträgen des Preisrichterkollegiums und genehmigte die Anträge.

Das Gedicht lautet:

Abdruck  
Korngold  
morgens  
abdruck

Telephon. Zuschriftung oder Korrekturen  
wenn möglich bitte zu mir. D

Bitte.

Im Garten blinkt mein Rosenstrauch  
heut früh wie lauter Blut.  
Hab' ich dir gestern weh getan,  
geh, Mädels, geh, sei gut.

Ein Wort ist doch kein volles Herz,  
ist nur ein Körnlein Sand.  
Wer wird denn um das kleine Nichts  
gleich schmäh'n das ganze Land?

Da lieg' ich traurig halbe Nacht,  
und traurig liegst auch du,  
wie ein zerbrochen Edelglas,  
dahin ist alle Ruh'.

Und so ein Herz, arm-dummes Herz,  
drückt sich die Splitter ein;  
verlangt danach und krankt danach,  
als ob es Küsse sei'n.

Bald trennt uns eine große Kluft,  
wenn du im Trotz verharrst,  
bis du vergißt, so jung du bist,  
wie gut du doch mir warst!

Im Garten blinkt mein Rosenstrauch  
heut früh wie lauter Blut.  
Spürst du denn nicht mein Bangen auch?  
Geh, Mädels, geh, sei gut!

Ernst Scheibltreiter.

(Die wird erst gut!) Es ist eine schöne Vorstellung, daß hier sozialdemokratische und christlichsoziale Stadtväter eines Sinnes waren, dem Dichter recht zu geben, denn wer hätte unbeschadet aller Parteigegensätze nicht schon Ähnliches durchgemacht, damit sie wieder gut werde, nur daß er es natürlich nicht so ausdrücken konnte, daß dabei auch ein Rosenstrauch blinkte. Der Stadtssenat konnte nicht umhin, den Antrag auf Verwendung von Gemeindegeldern zur Entschädigung für Splitter, die sich ein arm-dummes Herz eingedrückt hat, zu genehmigen.

### Jung sind sie halt

Herr Dr. Hainisch, der Präsident Österreichs, und Herr Dr. Wengraf in der gleichen Stellung, Präsident der Concordia. Sie gehören keineswegs zu denen, ~~welche~~ <sup>die</sup> sich nach den alten Zeiten zurücksehnen, weil sie in den neuen nicht mehr mitkommen, und die ihren eigenen Verfall immerzu mit dem des Burgtheaters verwechseln. Ganz im Gegenteil möchte Herr Dr. Hainisch

*Hj + die*

allen jenen widersprechen, die von einem Niedergang unseres Burgtheaters reden. Die sogenannten laudatores temporis acti sind zum größten Teil Menschen, die aus jungen, lebensfrohen Leuten von einst griesgrämige Alte von heute geworden sind. Ihnen erscheinen deshalb die Leistungen des alten Burgtheaters im verklärten Lichte, weil es sie an ihre goldene Jugend erinnert.

Auch ich bin nachgerade alt geworden, ich glaube mir aber jugendlichen Idealismus bewahrt zu haben. — Ich habe dabei die großen Schauspieler des vorigen Menschenalters samt und sonders wiederholt in ihren Glanzrollen gesehen. Ich muß nun der festen Überzeugung Ausdruck verleihen, daß die heutige Generation der älteren durchaus ebenbürtig gegenübersteht. Einzelne starke Persönlichkeiten sind allerdings verloren gegangen, andere bedeutende sind aber an ihre Stelle getreten. — Ich komme nicht allzu oft ins Theater, weil ich sehr stark in Anspruch genommen bin. Sodann aber auch deshalb, weil ich der Meinung bin, daß das Theater nicht dazu berufen ist, Lückenbüßer zu sein. Nein, ich will im Theater etwas erleben —

(Was ja bei der Premiere der »Zirkusprinzessin« tatsächlich der Fall war. Es verbreitete sich Brandgeruch, Herr Marischka, mitten im Text von Brammer und Grünwald geistesgegenwärtig, beruhigte das Publikum und wandte sich freundlich lächelnd zur Loge des Bundespräsidenten mit der Frage: »Darf ich weiter-singen?« Das Staatsoberhaupt nickte.)

Da möchte ich nun betonen, daß das, was ich im letzten Jahre gesehen habe, nicht besser gegeben werden könnte, als es gegeben wurde. Nach meiner Meinung halten Sie, meine Damen und Herren, die große Tradition des Burgtheaters trotz der äußerst ungünstigen materiellen Verhältnisse in Ehren aufrecht. — Ich zweifle nicht daran, daß unser Volk von dem Tiefpunkt, an dem es ange-langt ist, wieder aufsteigen wird. — Unter solchen Umständen sind Ihre Verdienste doppelt groß, daß Sie es täglich unternehmen, Ihre Zuhörer aus dem grauen Alltag in die lichten Höhen der Kunst

zu führen und zu zeigen, daß es Ewigkeitswerte gibt, denen gegenüber die Werte des Alltags in nichts zerstieben. — —

Wenn ich von unserer Loge den Blick auf die Bühne werfe, so stört mich die Anwesenheit der übrigen Theaterbesucher nicht. Ich habe den Eindruck, als befänden Sie und wir uns allein im Theater, als spielten Sie nur für mich und meine Familie. — —

Es war sehr schön, doch von der Milchwirtschaft sprach er diesmal nicht. Einen ganz so jugendlichen Sinn hat sich der andere Präsident bewahrt, der auf folgende Art den bedeutenden Persönlichkeiten, die an Stelle der starken getreten sind, zusprach:

Die Künstler des Burgtheaters darf es nicht verdrießen, wenn sie zuweilen den Stoßseufzer hören: »Ja, der Sonnenthal!« Zu Sonnthals Zeit wurde ebenso geseufzt: »Ja, der Anschütz!« und wurde ebenso elegisch geklagt, das Burgtheater sei nicht mehr, was es gewesen. Jede alternde Generation will die Schuld ihrer eigenen geminderten Frische und Aufnahmefähigkeit aufs Theater schieben. — — Jede Zeit stellt dem Theater neue Aufgaben, und ein Theater, das nur Vergangenheit hätte, hätte keine Zukunft. Das Burgtheater war, ist und wird sein!

Was mich betrifft, so kann ich nur sagen, daß meine Frische und Aufnahmefähigkeit allerdings gemindert ist, wenn ich mir den »König Lear« heute im Burgtheater ansehe, aber bis zur Gestaltungsfähigkeit auflebt, wenn ich ihn selbst spreche. Hätten die Präsidenten einmal Gelegenheit, sich von dieser Metamorphose zu überzeugen, so würden sie vielleicht aufhören, mit so jugendlicher Begeisterung am heutigen Burgtheater zu hängen. Jung sein vor der Kunst, heißt mit unverminderter Frische und Ablehnungsfähigkeit, dem Maß hoher Erlebnisse treu, Unwesen und Unzulänglichkeit an sich nicht herankommen lassen. Alt sein, heißt mithatschen. Das verklärende Licht der Jugenderinnerung kann mir den Wert, aber nicht den Unwert vergolden. So jung wie die beiden Präsidenten werde ich nie werden. Daß aber ein Theater, welches nur Vergangenheit hätte, keine Zukunft hätte, ist ohne Zweifel richtig, und ich behaupte ja nichts anderes als daß das Burgtheater nur Vergangenheit und keine Zukunft hat. Daß es war, ist traurig, daß es ist, ist ein Malheur und daß es sein wird, eine Katastrophe. Richtig ist ferner, daß man immer über den Verfall des Burgtheaters geklagt hat und ein so außerordentlicher Schauspieler auch Sonnenthal war, so

dürften doch nach allen Beschreibungen, wie denen Stifiers, Speidels und Lewinskys, jene recht gehabt haben, die damals riefen: »Ja, der Anschütz!« Denn der muß wohl das größte Elementarereignis gewesen sein, das jemals Menschenherzen von einem Brettergerüst aus erbeben gemacht hat. Aber wenn Herr Dr. Wengraf es erlebt, daß eine Generation den Stoßseufzer von sich gibt: »Ja, der Reimers!«, dann bin ich Präsident der Concordia.

**Ja, der Reimers!**

Fräulein Wagener:

— — Aber wir haben ja unsere jetzigen, unsere lebenden Großen, die uns zur Seite stehen, von denen wir lernen und die wir verehren!

Frau Wohlgemuth:

— — Wer ihn so recht unmittelbar auf sich wirken lassen will, diesen Geist, der nehme die Briefe Sonnenthals zur Hand, der sehe unserer geliebten Wilbrandt, unserem lieben Devrient und Reimers ins Auge. Die ganz Jungen sollen das möglichst oft tun.

**Wo gib't das heute!**

Herr Weingartner:

— — Ich will damit nicht etwa andeuten, daß ich das Smoking-Hamlet-Experiment besonders künstlerisch finde, aber ich gäbe doch viel darum, heute nochmals Strakosch, den alten Vortragsmeister, hören zu können, der nie auf einer Bühne auftrat, sondern nur las, mit seinem wundervollen Sprechen aber eine ideale Bühne vor uns erstehen ließ.

Herr Lugné-Poe:

— — Die ungewöhnliche Wachheit dieses ruhelosen, sucherischen Geistes hatte ihn (Kainz) zum Meister in Lese- und Rezitationsveranstaltungen gemacht, deren Programm er ganz allein bestritt. Eine davon habe ich in Prag gehört. Ich kenne bei uns wenig Künstler, die imstande wären, allein ein Programm so stark zu gestalten, daß es die Menge mitzureißen vermöchte.

Ob dieses Vorlesungsgenre von den gegenwärtigen Künstlern der »Burg« noch gepflegt wird, weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß es den Schauspieler erzieht . . .

Mehr, wenn sie zuhören möchten. Aber gibt's denn so etwas bei uns seit Strakosch und Kainz, daß einer einmal oder sagen wir fünfzigmal im Jahr ganz allein ein Programm bestreitet? Ich bestreite es.

---

### Ein anschlägiger Kopf

ist dieser Herterich, der den Dank des Burgtheaters an die Concordia, von der es sich fetieren ließ, wie folgt aussprach: +

Schrifttum und Bühnenkunst sind Schwesterkünste, nicht nur dort, wo sie von Gottes Gnaden sind, sondern auch dort, wo sie Handwerk werden. Wie der Schauspieler neben Rollen, die ihm das Glücksgefühl des schaffenden Künstlers vermitteln, auch solche spielen muß, in denen er nur Handwerker sein kann, so muß auch der Schriftsteller manchmal seine Arbeit auf Kommando leisten. Gemeinsam ist beiden auch das Wort. Der Autor wirkt durch das Wort nicht weniger als der Schauspieler, dem es zuerst auf der ersten Probe aus dem Souffleurkasten entgegengeschrien wird, bis es leiser wird und schließlich aus dem Körper des Schauspielers mit solcher Unmittelbarkeit dringt, daß man meint, der Augenblick hätte es geboren. —

Das ist eigentlich geistreicher als es scheint. Er sah nichts, als Concordia-Mitglieder vor sich, also Leute, die ihre Arbeit auf Kommando der Herausgeber leisten, und da fiel ihm eben der Vergleich mit seinen Bühnenhandwerkern ein. Auch das mit dem Souffleur stimmt, nur daß bei der Zeitung der Direktor im Kasten sitzt und so lange schreit, bis seine Meinung aus dem Leitartikler mit der gewünschten Unmittelbarkeit dringt. Die Schwesterkünste waren aber beim Festessen offenbar nur durch Vertreter von Gottes Gnaden vertreten, die es nicht auf sich bezogen haben.

---

### Es genügt nicht, alt zu sein

um gescheit zu werden, lautet der Gedanke, den der Präsident der Concordia, der auch Verse macht, durch ein spitzes Epigramm ausgedrückt hat, in einer Reihe von Strophen, betitelt »Alt und Jung«, in denen er das ihm am Herzen liegende Problem gestaltet, daß man mit der Zeit zu gehen und mit der Jugend fortzuschreiten habe:

Wenn es genügte hier auf Erden,  
 Alt zu sein, um gescheit zu werden,  
 So wäre die Schildkröt' der weiseste Mann,  
 Weil sie zweihundert Jahre alt werden kann.

Hier ist der Beweis insoferne durchaus gelungen, als noch niemand eruiert hat, ob nicht die Schildkröt', die zweihundert Jahre alt werden kann, unter ihren Artgenossen in der Tat die weiseste Schildkröt' ist und ob sie nicht sogar weiser ist als ein Journalist, wenn er zweihundert Jahre alt würde, während unzweifelhaft feststeht, daß sie auch dann noch immer nicht »der weiseste Mann« wäre. Die Zoologie hat ihr Alter feststellen können, aber auf den Grad ihrer Weisheit bisher nicht einmal aus dem Umstand geschlossen, daß sie keine Epigramme macht und gegen die Preßgesetzreform eine mehr zuwartende Haltung einnimmt, gleichmütig und gepanzert gegen jede Drohung, mag sie nun von einem Gesetz gegen Erpressung ausgehen oder vom Erpresser.

---

### Das junge, vorwärtsstürmende, echtste Kind seiner Zeit und der philosophisch angehauchte, ruhig erwägende, reife Mann

oder

#### Was kostet das:

— — Aus dieser Zeit datiert die Bekanntschaft Davids mit Bosel, und eine tiefe und innige Freundschaft entsteht zwischen dem jungen, vorwärtsstürmenden, echten Kind seiner Zeit und dem philosophisch angehauchten, ruhig erwägenden, reifen Manne. Sie führt zu einer innigen Arbeitsgemeinschaft, zum Eintritt Davids in den Bosel-Konzern und, nach dem Erwerb der Majorität der Unionbank durch diesen, zu seiner Berufung als Vizepräsident des Instituts.

Freilich war Dr. David in dieser Position nicht auf Rosen gebettet. Die Unionbank mußte vor den Stürmen, die den Besitzer der Majorität nicht unangetastet ließen, vollkommen geschützt bleiben. Die Zwiespältigkeit einer Situation, in der der Sachwalter des Boselschen Vermögens zugleich auch die öffentlichen Interessen der Bank zu vertreten hatte, ergaben manche Schwierigkeit, die dem Willen zum Schaffen und zur Arbeit Schranken auferlegten. Ein hohes Maß von Verantwortungsgefühl half aber Dr. David über diese Schwierigkeiten hinweg. Sein Rücktritt ist in erster Reihe durch die Auffassung des Majoritätsinhabers bedingt, daß die Zeit der vollkommenen Zurückhaltung auch für die Unionbank vorüber sei. Es geht der Unionbank jetzt darum, aus der selbstauferlegten Reserve hervorzutreten und die Periode einer neuen Aktivität zu beginnen. Seinem Nachfolger, Herrn Hofrat Frankfurter, einer hochgeschätzten Persönlichkeit des Wiener kaufmännischen Lebens, wird die Aufgabe zuteil, auf der festen Grundlage weiter zu bauen, die Dr. David geschaffen hat.

Bis dahin dürfte aber auch das neue Gesetz schon errichtet und das alte noch nicht abgebaut sein. Es ist zu erwarten, daß jetzt, wo auch in der Justizpflege die Zeit der vollkommenen Zurückhaltung vorüber ist und eine Periode neuer Aktivität begonnen hat, dem Willen der Polizei zum Schaffen und zur Arbeit gerade in einem Falle keine Schranken auferlegt sein werden, wo sie gegenüber einem jungen und etwas unbedenklichen Kind seiner Zeit, das den Verführungen des Wirtschafts- und Zeitungslebens ausgesetzt ist, geradezu Vormundschaftspflichten hat.

### Die Pamphletisten

Die Zeitungen haben unter verschiedenen Titeln von der »Verhaftung zweier Erpresser« gesprochen. Entweder unter diesem oder unter dem Titel »Verhaftung der Herausgeber eines Sensationsblattes« oder unter »Verhaftung der Herausgeber eines Revolverblatts« oder »eines Schmierblatts«. Es waren nämlich wieder zwei andere erwischt worden. Sie hatten von einem Schauspieler unter Androhung eines Artikels über sein Geschlechtsleben Geld erpreßt, ganz schlicht und mit Bürstenabzug, also auf eine Art, durch die man weder zum Ziel kommt noch dem Standesinteresse nützt. Immerhin eine Standesangelegenheit, wengleich die Schutzvorrichtungen in Wien

gewiß so gut sind, daß es gelingen könnte, selbst das Gesetz der Serie außer Wirksamkeit zu setzen. Aber angenehm kann die immer wiederkehrende Diskussion über Erpressung keinesfalls sein, das ist klar. Man hat dann fortwährende Laufereien, Budapest er muß letzten Versuch bei Steirer machen, ist dabei doch genötigt, seine Unbefangenheit zu zeigen, und das fällt auf die Dauer nicht gerade leicht. Bekessy hat kürzlich eine Strafanzeige wegen Erpressung erstattet, das ist gewiß anerkennenswert, aber im eigenen Blatt kann die Erörterung dieser Dinge nicht ins Uferlose gehen. Und da man überhaupt im Hause des Nichtgehängten weder vom Strick sprechen soll noch von der Berufstätigkeit, die ihn nach sich ziehen könnte, so wird dort — also, unter welchem Titel glaubt man, über den Fall berichtet?

Verhaftung zweier Pamphletisten.

Da denkt der Leser wenigstens doch einen Moment lang, ich und der Paul Louis Courier seien verhaftet worden, das kann nichts schaden, es setzt sich fest und wenn dann einmal von solch einem Pamphletisten die Rede ist, stellt sich gleich die Assoziation ein: Aha, dem wird's auch so ergehen! Was aber glaubt man haben die beiden Pamphletisten angestellt?

Sauer soll einem Schauspieler Geld entlockt haben, Ahlers seinem Kompagnon dabei behilflich gewesen sein.

Für welche Art publizistischer Bestrebungen sie entlockt haben, wird nicht einmal angedeutet, und man erfährt nicht, ob die beiden Kleingewerbetreibenden sich etwa angemäßt hatten, in ihrem Beruf »die Auffassung zu vertreten, daß der Journalist auf Entlohnung von Seite der Personen Anspruch erheben könne, welchen er durch Publizieren, aber auch durch Verschweigen von Mitteilungen Dienste erwiesen habe«. Aber die umschreibende Knappheit ist vielleicht auf keine andere Rücksicht zurückzuführen, als darauf, daß Bekessy doch solchen Leuten nicht die Ehre erweisen wird, sie Erpresser zu nennen. Den Auswürflingen des Standes, die sich erweisen lassen, gebührt nichts Gelinderes als der Tadel »Pamphletist!«

## Opfer des Berufs

Aber noch eine zweite Frage ist zu beantworten: Wer schützt die Zeitungen vor dem Überfall der Lügen der Pauker und Konsorten? Eine einzige Notiz dieser Notabeln und Milliarden Publikumsgelder gehen in Rauch auf. Der Nationalrat sollte sich einmal mit diesem Problem, mit der Schädigung der breiten Massen durch bewußt falsche Informationen beschäftigen, statt mit der Zuerkennung einer besonderen Privatehre an die Pauker und Genossen — —

So ein armes Opfer wohnt knapp vor dem Krach der Nordisch-österreichischen Bank hinter einem Wandschirm den Sitzungen bei und wartet auf die bewußt falschen Informationen des Inseratenauftrags. Als mit diesem auch der Krach eingetreten war, hieß es, er sei bei dieser »faulen und am Tage der offiziellen Empfehlung bereits falliten« christlich-monarchistischen Bank »nicht überraschend gekommen«, aber

von der Absicht geleitet, jede Sanierungsbestrebung notleidend gewordener Banken zu unterstützen, haben wir von den Schwierigkeiten der Nordisch-Österreichischen Bank zunächst keine Notiz genommen.

Bloß, bis zur Stunde des nicht mehr zu verbergenden Krachs, das Inserat für die Front des Blattes. Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ hat damals den Tatbestand der Verführung durch die Bestecher, die es darauf abgesehen hatten, einen Teil der Milliarden Publikumsgelder nicht nur in Rauch, sondern auch in Inserate aufgehen zu lassen, wie folgt dargestellt:

Dem Kronos-Verlag des Herrn Bekessy (‚Stunde‘ und ‚Börse‘) gelang es noch buchstäblich in der letzten Stunde vor Bekanntwerden des Krachs 50 Millionen zu erpressen, den Restbetrag von rund 900 Millionen wird er bei den Engländern einkassieren müssen.

Der Restbetrag war aber schon in Rauch aufgegangen und so wurde von geschädigter Seite festgestellt, daß man in Österreich »in der unerhörtesten Weise hineingelegt und betrogen werden kann«. Wollen wir hoffen, daß der Nationalrat an diesem Problem nicht vorbeigehen wird.

---

### Allerlei Feststellungen

Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ bringt in einem Leitartikel die folgenden, fast durchaus in Sperrdruck hervorgehobenen Sätze:

— — Es hat eine förmliche Verschwörung zwischen steirischen Christlichsozialen, ungarischen Monarchisten und deutsch-böhmischen Hakenkreuzlern gegen einen Nachbarstaat bestanden — —

— — Landeshauptmann Rintelen und Landeshauptmannstellvertreter Ahrer haben — — in der Zeit, in der unsere Wehrmänner und Gendarmen kämpften und starben im blutigen Kampfe gegen die Vertragspartner der Herren Rintelen und Ahrer! — —

— — Es ist festgestellt, daß — — Herrn Rintelen und insbesondere Herrn Ahrer — — Es ist festgestellt — — Es ist festgestellt, daß in der Tat auf steirischem Boden die falschen tschechischen Kronennoten erzeugt wurden, mittels deren der Aufstand finanziert werden sollte. — —

Dieser Huber war nicht der erstbeste: er war die rechte Hand der Rintelen und Ahrer. Er war der Organisator der Heimwehr, über die Herr Rintelen verfügt und die Herr Ahrer finanzierte. Daß Rintelen und Ahrer auch von seinen Beziehungen zu Meszaros und von seiner Mitschuld an der Banknotenfälschung gewußt haben, ist nicht erwiesen; das wollen wir also auch nicht behaupten. Ob es aber wahrscheinlich ist, daß sich Huber auf eine so gewagte Unternehmung eingelassen hat, ohne Ahrer, den eigentlichen Chef der Heimwehr, zu unterrichten und ohne daß Rintelen, dessen Spitzel in jener Zeit überall ihre Hände im Spiele hatten, es wußte, darüber möge sich jeder selber ein Urteil bilden! — —

Dieser Leitartikel wird von der ‚Stunde‘ in eingezogenem Passus mit fetten Lettern wie folgt zitiert:

Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ stellt in ihrem Leitartikel fest, daß es nicht erwiesen sei, daß Dr. Rintelen und Dr. Ahrer von den Beziehungen des angeblich kompromittierten Christlichsozialen Franz Huber zu Mészáros gewußt haben.

Aber die ‚Arbeiter-Zeitung‘ unterließ es, nunmehr festzustellen, was sie festgestellt hatte, und dessen, was noch festzustellen wäre: daß das Wissen der Herren Rintelen und Ahrer um Beziehungen zu Herrn Meszaros nicht einmal so verdächtig wäre wie die Tatsache ihrer Beziehungen zu Herrn Bekessy.

### Der Abeend —!

— — Die Schande blieb bestehen, daß das alte Österreich diesen Mann und sein Talent durch Jahre brach liegen ließ. — — Daß der letzte Kaiser Österreichs diesen Mann nicht kannte, ist nicht weiter verwunderlich. Bei den Friedensvertragsverhandlungen verstand es Renner, sich seine Mitarbeit zu sichern.

### Die Stundee —!

— — Es muß freilich am Grabe dieses Mannes zum Lobe des alten Österreich gesagt werden, daß es Respekt vor diesem Mann hatte und seinem Wissen und seinem Charakter den entsprechenden Spielraum gab.

— — Die Monarchie schmückte ihr altes Heim mit ihren großen Talenten, die Republik läßt sie feiern.

## Unbegrenzte Möglichkeiten

verdankt die deutsche Zeitungssprache und -bildung dem ungarischen Zuzug. So erwartet das 6 Uhr-Blatt daß die ganze unleidige Affäre . . in Bälde beigelegt sein wird. (Es meint aber nicht die anhängige Untersuchung nach § 98b.) Der ‚Tag‘, der außer der ‚Stunde‘ heute das elastischeste Deutsch schreibt, hat eine Sammlung für eine notleidende alte Dame veranstaltet, die direkt von Schiller abstammen soll, und zwar unter dem Titel

Eine Nachkomme Friedrich Schillers in Wien.

Im maskulinen Fall wäre es wohl ein Nachkomm. (Die Sammlung hat übrigens das stattliche Sümmchen von 280 Schilling ergeben, und extra hat noch die Wiener Schiller-Stiftung 10 Schilling zugelegt. Besondere Freude habe aber der alten Dame eine Ansichtskarte der Frau Wohlgemuth gemacht mit ihrem Bild und »mit der Legende: „Am Tage der Aufführung von Maria Stuart sendet der Großnichte unseres Schiller die Darstellerin der Maria Stuart herzliche Grüße Else Wohlgemuth“«.) Sehr einprägsam ist auch die Aufschrift:

Die Unvergessenen, die noch am alten Burgtheater gewesen sind.

Aber das ist gar nichts gegen die Erneuerung des Sprachwesens durch das Analphabetyarentum) an jener Stelle, wo man täglich die interessantesten »Artikeln« und über ihnen die packendsten »Titeln« zu lesen bekommt, zum Beispiel:

Ihr läßt den Armen Sünder werden . . .

### Die Nase der Kleopatra

war eine ihrer größten Schönheiten und die Familie Brodsky, eine der reichsten in Kiew, wird aufhören, Geschäfte mit Österreich zu machen, wenn solche Dinge vorkommen können:

Dieser Brief war gerichtet an einen Geschäftsteilhaber, der aus ganz bestimmten Gründen Ursache hatte, unzufrieden zu sein, und in der Einleitung dieses Schreibens wird ausdrücklich erklärt, Castiglioni habe die Ueberzeugung, daß dieser Brief niemals jemandem mitgeteilt werden könne. Der Sohn des Automobilfabrikanten Lohner hat offenbar geglaubt, eine gentlemanlike Handlung zu begehen, indem er dieses Schreiben der Verteidigung von Alexander Weiß übermittelte, und diese Verteidigung hat keine Bedenken getragen, ein derartiges Schriftstück, das Privateste des Privaten, die intimste Beichte einer vielumstrittenen Persönlichkeit, brühwarm der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Es muß gesagt werden, daß, wenn derartige Sitten sich bei uns einbürgern sollten, jedes Vertrauen auf Loyalität, auf persönliche Anständigkeit, auf Hemmungen des Charakters verloren gehen müßte. Wie sollte das Ausland mit Oesterreich noch ein Geschäft abschließen, wenn es möglich ist, daß nach neun Jahren irgendein Schreiben, vielleicht einer tiefen seelischen Depression entspringend, vielleicht aus einer einmaligen Krise des Gemütes heraus verfaßt, als Dokument im Gerichtssaale verwendet wird, um einen Zeugen mundtot zu machen und seine Beschuldigungen zu entkräften?

Rußland soll sich nicht abschrecken lassen. Vielleicht aus einer einmaligen Krise des Gemütes heraus verfaßt.

### Immer derselbe

oder »Ein Schwerenöter« schreiben die »Fliegenden Blätter« über immer denselben Schwerenöter. Die dreckigste Phantasie würde aber nicht erraten, was der Schwerenöter der »Bühne« in

einer Galerie von Burgtheaterbildern unter das der Josefine Wessely schreibt. Welche Erinnerung ist mit dieser Gestalt oder diesem Namen verknüpft? Daß sie lieblich war und daß die Willkür eines kritischen Urteils, welches freilich als stilistischer Wert in Chimborassohöhe über der heutigen Niederung stand, zur Verlängerung ihres Lebens nicht beigetragen hat. Nichts anderes. Nichts ist über ihre private Existenz aus einer Zeit überliefert, deren beherrschendes Personalinteresse für ihre Bühnenlieblinge keinen Enthusiasten abgehalten hätte, den Preßbuben niederzuschlagen, der es gewagt hätte, es mit einer Notiz erotischen Inhalts zu bedienen. Die Zwanzigguldenmänner von damals, die als Schnorrer behandelt und für ein Bildl honoriert wurden, hatten Ehre im Leib, oder doch so viel Furcht vor dessen Züchtigung, daß sie nur den allerharmlosesten Theatertratsch brachten oder verschwiegen. Der wohlfeile Hohn über die in jeder Beziehung sympathischeren »Achtzigerjahre« läßt außer acht, daß in aller Wiener Gemütlichkeit der Himmel doch voller Hundspeitschen hing und schon das Vollwertigkeitsgefühl einer vor Preßschlieferln noch nicht zitternden und Nachtlokalkellnern noch nicht hörigen Bühnenmenschheit jede Sicherheit gegen Sensationen und sonstige Ausschreitungen der Krapüle gewährt hat. Daß es damals möglich gewesen wäre, etwas aus der erotischen Gegenwart oder gar vierzig Jahre nach dem Tod einer Schauspielerin ihre »Beziehung« zu enthüllen, ist unvorstellbar. Aber die ‚Bühne‘, dazu gegründet, die Versäumnisse auch der früheren Generationen am lebendigsten Leben gutzumachen und nachzuholen was man damals nicht gewußt oder nicht genügend beachtet hat, setzt unter die Photographie der Wessely, um sie den Heutigen passend vorzustellen, den folgenden Text:

. . . die berühmte Sulamith des Burgtheaters  
(was natürlich keine Rolle, sondern nur eine Schmockerei ist)  
die mit dem Grafen Desfours-Walderode befreundet war.

Das ist sicherlich nichts, was die Tote herabwürdigen könnte, und doch, welche Verunreinigung in der Wahl und Ausschließlichkeit der Charakteristik, in der Absicht, eben dies auf den Denkstein zu schreiben, damit es einmal festgestellt sei. Aber das Ungeheuerliche ist beiweitem nicht, daß ein Freibeuter es publik macht/

Sondern die völlige Unempfindlichkeit, mit der zehntausend Leute in Wien die Publizierung einer Tatsache, die sie nichts angeht und die vermodern konnte, ohne zu ihrer Kenntnis zu gelangen, als das natürlichste Ding von der Welt hinnehmen und daß kein Zittern der Hände, die das Blatt halten, den Hieb markiert, der vor vierzig Jahren unfehlbar erfolgt wäre zum Schutze lebendiger oder toter Freundschaft.

F 5

### Hinaus aus Wien

mit einem, der trotz Vorerhebungen nach § 98b andauernd gut gelaunt ist, ziehen seine Leser, und der Tanz unter der Burg Liechtenstein soll sich in größerem Maßstabe wiederholen:

— — Nach deren Besichtigung wird zum Hotel Radetzky, dem schönsten Hotel in der näheren Umgebung Wiens, marschiert. Dort werden die Ausflügler der »Bühne« vom Hotelier Ulbing und dessen Frau begrüßt, wird das Hotel, das sich nunmehr nach vollständiger Neoadaptierung in einer bedeutend vergrößerten und völlig neuen Gestalt präsentiert, besichtigt werden. Dann wird in einem eigens separierten Teil des herrlichen Gartens an langen Tischen die gemeinsame Mittagsmahlzeit eingenommen werden. Der Herr Bundesminister für Handel und Verkehr, Dr. Schürff, hat zugesagt, die Gäste der »Bühne« ebenfalls zu begrüßen. Nach dem Mittagessen ist eine fast einstündige Ruhepause vorgesehen, während welcher sich die Ausflügler der »Bühne« auf der sonnigen Terrasse und in der Liegehalle erholen können. — — Nach 8 Uhr abends wird dann durch die Vorderbrühl und über Mödling wieder zum Bahnhof Mödling marschiert. — —

Die »Bühne« ist davon überzeugt, daß schon der erste Ausflug den Lesern volle Erholung, beste Unterhaltung und eine bleibende Erinnerung bringen wird. — —

Es ist wohl kaum möglich, sich vorzustellen, daß nebst dem Hotelier der Bundesminister für Handel und Verkehr bei dieser Gelegenheit den Grüßer machen wird. Man müßte bei solchem Verkehr schon auf einen Handel schließen, der den Minister in einem üblen Bunde zeigt.

»Obwohl das Wetter kein allzu günstiges genannt werden kann«

— da der § 98 b droht —

wird der Ausflug dennoch stattfinden, wenn es um 8 Uhr früh nicht regnet. Im Falle, daß es aber um 8 Uhr ausgesprochen regnen sollte, wird der Ausflug nicht abgehalten und auf nächsten Sonntag verschoben.

Im Bakonyerwald wäre das Wetter doch sicherer als im Wienerwald, wo es ausgesprochen regnet und wo uns zu allen Unbilden einer Wiener Zeitungssprache, die frisch von der Gansleber weg redet, noch diese Nuance gefehlt hat.

»Der Himmel war ausgesprochen bühnenfreundlich«

wie nicht anders zu erwarten war, da man bekanntlich Wolken durch Revolverkanonen zerstreuen kann und es gefährlicher ist, wenn dem Wetter die ‚Bühne‘ droht, als umgekehrt. Alles verlief programmgemäß, die düsteren Räume der Burg Liechtenstein hallten vom Frauenlachen wider und wengleich der Handelsminister nicht zu sehen war, so war doch der Hotelier zur Stelle der die Gäste der ‚Bühne‘ wahrhaft königlich bewirtete.

Schon während der Suppe wurde getanzt, darauf »Riviera gespielt« und schließlich vereinigten sich alle im Pfänderspiel:

Hübsche, junge Mädchen, junge Männer, würdige, ältere Herren, Ehepaare, Brautpaare, Paare, alle in entzückender Laune, alle bestrebt, zur allgemeinen Unterhaltung beizutragen.

Zumal die würdigen, älteren Herren — guckguck — nahmen sich im Pfänderspiel vorzüglich aus, alle Teilnehmer beteuerten immer wieder, daß sie sich schon auf den nächsten Ausflug, zum »Glöcklein von Schwallenbach«, freuen, und alle fühlten sich immer wieder zu der Frage gedrängt:

»Wie können Sie das alles um diesen Preis leisten?«

Ich weiß! Aber das ist noch gar nichts. »Eine Überraschung« steht für die nächsten Ausflüge bevor. Nicht was man meint, sondern jeder Teilnehmer wird eine Provianttasche bekommen.

Den Neugierigen unter unseren Lesern wird schon heute verraten, daß jede dieser Provianttaschen folgendes enthalten wird: eine

*Zum gef. Vergleich  
Merkwürdige Streifung*

ein wahrer Segen wären. Auf dem Gebiete der Musik hat man sich aber auch zu einem Preis der Anerkennung entschlossen und zwar eines Schaffenden, dessen Namen schon wie der Inbegriff alles dessen klingt, was im Bereich der Bürgerwelt an Kunstlehre einzuheimen ist:

Erich Wolfgang Korngold bedarf wohl keiner »Aufmunterung« mehr. Er ist einer der bekanntesten und namentlich auf dem Gebiete der Oper erfolgreichsten Komponisten, für den der Preis eine Anerkennung, so vieler ungerechter und gehässiger Anfeindung zum Trotz, bedeutet.

Wenn die gehässige Anfeindung das Kriterium bildet, so bin ich imstand und reiche nächstes Jahr ein. Ich glaube aber trotzdem nicht, daß ich ~~Gleich~~ haben werde, wiewohl die Arbeiter-Zeitung, freilich zu einer Zeit, wo ich noch andere Sorgen hatte, geschrieben hat: »Man reiche ihm den Preis!« Verspielt und vertan. Dagegen haben die feinsinnigen Preisrichter sofort erkannt, daß der strebsame Bibliothekar der Arbeiterkammer auf dem Gebiete der Dichtkunst in Betracht komme.

Unter den Preisträgern befinden sich Namen, die gerade den Lesern der Arbeiter-Zeitung wohl vertraut sind.

Es ist bedauerlich, daß den aufmerksamen Preisrichtern unter diesen Namen der ~~des einzigen~~ Autors entgangen ist, welcher proletarisches ~~Erlebnis~~ zu dem ihm gemäßen Ausdruck einer dichterisch schmucklosen Prosa ~~bringt~~, jenes Heinrich Holek, dessen Beschreibung allein vom Wiedersehen des armlosen Heimkehrers mit seinem Kind des ungeteilten Preises der Stadt Wien würdig wäre. Unter dessen Trägern befindet sich einer, von dem der Komiker Valentin sagen dürfte: Der wird erst gut!

Ernst Scheibleithner ist ein junger Wiener, von dem nur ganz wenige Sachen gedruckt wurden; heute veröffentlicht die Arbeiter-Zeitung ein Gedicht Scheibleithners.

Das ist überaus dankenswert, weil man auf diese Art sofort erfährt, wie sich die Gemeinde Wien die Zuständigkeit auf dem Gebiete der Dichtkunst vorstellt.

Gestern beschäftigte sich der Stadtsenat mit den Anträgen des Preisrichterkollegiums und genehmigte die Anträge.

Das Gedicht lautet:

*Das Gedicht lautet:*

*3. Aufl. zum  
Lobban*

*108*

*H Chancen*

*H zinal  
H fischen 2. Aufl.  
H gebrochelt*

Bitte.

Im Garten blinkt mein Rosenstrauch  
heut früh wie lauter Blut.  
Hab' ich dir gestern weh getan,  
geh, Mädel, geh, sei gut.

Ein Wort ist doch kein volles Herz,  
ist nur ein Körnlein Sand.  
Wer wird denn um das kleine Nichts  
gleich schmäh'n das ganze Land?

Da lieg' ich traurig halbe Nacht,  
und traurig liegst auch du,  
wie ein zerbrochen Edelglas,  
dahin ist alle Ruh'.

Und so ein Herz, arm-dummes Herz,  
drückt sich die Splitter ein;  
verlangt danach und krankt danach,  
als ob es Küsse sei'n.

Bald trennt uns eine große Kluft,  
wenn du im Trotz verharrst,  
bis du vergißt, so jung du bist,  
wie gut du doch mir warst!

Im Garten blinkt mein Rosenstrauch  
heut früh wie lauter Blut.  
Spürst du denn nicht mein Bangen auch?  
Geh, Mädel, geh, sei gut!

Ernst Scheiblereither.

(Die wird erst gut!) Es ist eine schöne Vorstellung, daß hier sozialdemokratische und christlichsoziale Stadtväter eines Sinnes waren, dem Dichter recht zu geben, denn wer hätte unbeschadet aller Parteigegensätze nicht schon Ähnliches durchgemacht, damit sie wieder gut werde, nur daß er es natürlich nicht so ausdrücken konnte, daß dabei auch ein Rosenstrauch blinkte. Der Stadtsenat konnte nicht umhin, den Antrag auf Verwendung von Gemeindegeldern zur Entschädigung für Splitter, die sich ein arm-dummes Herz eingedrückt hat, zu genehmigen.

*Ernst Scheiblereither 33*

### Jung sind sie halt

*129* Herr Dr. Hainisch, der Präsident Österreichs, und Herr Dr. Wengraf in der gleichen Stellung, Präsident der Concordia. Sie gehören keineswegs zu jenen, ~~die~~ <sup>Hinleif</sup> sich nach den alten Zeiten zurücksehnen, weil sie in den neuen nicht mehr mitkommen, und die ihren eigenen Verfall immerzu mit dem des Burgtheaters verwechseln. Ganz im Gegenteil möchte Herr Dr. Hainisch

allen jenen widersprechen, die von einem Niedergang unseres Burgtheaters reden. Die sogenannten laudatores temporis acti sind zum größten Teil Menschen, die aus jungen, lebensfrohen Leuten von einst griesgrämige Alte von heute geworden sind. Ihnen erscheinen deshalb die Leistungen des alten Burgtheaters im verklärten Lichte, weil es sie an ihre goldene Jugend erinnert.

Auch ich bin nachgerade alt geworden, ich glaube mir aber jugendlichen Idealismus bewahrt zu haben. — Ich habe dabei die großen Schauspieler des vorigen Menschenalters samt und sonders wiederholt in ihren Glanzrollen gesehen. Ich muß nun der festen Überzeugung Ausdruck verleihen, daß die heutige Generation der älteren durchaus ebenbürtig gegenübersteht. Einzelne starke Persönlichkeiten sind allerdings verloren gegangen, andere bedeutende sind aber an ihre Stelle getreten. — Ich komme nicht allzu oft ins Theater, weil ich sehr stark in Anspruch genommen bin. Sodann aber auch deshalb, weil ich der Meinung bin, daß das Theater nicht dazu berufen ist, Lückenbüßer zu sein. Nein, ich will im Theater etwas erleben — —

(Was ja bei der Premiere der »Zirkusprinzessin« tatsächlich der Fall war. Es verbreitete sich Brandgeruch, Herr Marischka, mitten im Text von Brammer und Grünwald geistesgegenwärtig, beruhigte das Publikum und wandte sich freundlich lächelnd zur Loge des Bundespräsidenten mit der Frage: »Darf ich weiter-singen?« Das Staatsoberhaupt nickte.)

Da möchte ich nun betonen, daß das, was ich im letzten Jahre gesehen habe, nicht besser gegeben werden könnte, als es gegeben wurde. Nach meiner Meinung halten Sie, meine Damen und Herren, die große Tradition des Burgtheaters trotz der äußerst ungünstigen materiellen Verhältnisse in Ehren aufrecht. — Ich zweifle nicht daran, daß unser Volk von dem Tiefpunkt, an dem es ange-langt ist, wieder aufsteigen wird. — Unter solchen Umständen sind Ihre Verdienste doppelt groß, daß Sie es täglich unternehmen, Ihre Zuhörer aus dem grauen Alltag in die lichten Höhen der Kunst

zu führen und zu zeigen, daß es Ewigkeitswerte gibt, denen gegenüber die Werte des Alltags in nichts zerstieben. — —

Wenn ich von unserer Loge den Blick auf die Bühne werfe, so stört mich die Anwesenheit der übrigen Theaterbesucher nicht. Ich habe den Eindruck, als befänden Sie und wir uns allein im Theater, als spielten Sie nur für mich und meine Familie. — —

Es war sehr schön, doch von der Milchwirtschaft sprach er nicht. Einen ganz so jugendlichen Sinn hat sich der andere Präsident bewahrt, der auf folgende Art den bedeutenden Persönlichkeiten, die an Stelle der starken getreten sind, zusprach: Lehr

Die Künstler des Burgtheaters darf es nicht verdrießen, wenn sie zuweilen den Stoßseufzer hören: »Ja, der Sonnenthal!« Zu Sonnenthals Zeit wurde ebenso geseufzt: »Ja, der Anschütz!« und wurde ebenso elegisch geklagt, das Burgtheater sei nicht mehr, was es gewesen. Jede alternde Generation will die Schuld ihrer eigenen geminderten Frische und Aufnahmefähigkeit aufs Theater schieben. — — Jede Zeit stellt dem Theater neue Aufgaben, und ein Theater, das nur Vergangenheit hätte, hätte keine Zukunft. Das Burgtheater war, ist und wird sein!

-hoff  
aus.  
Was mich betrifft, so kann ich nur sagen, daß meine Frische und Aufnahmefähigkeit allerdings gemindert ist, wenn ich mir den »König Lear« heute im Burgtheater ansehe, aber bis zur Gestaltungsfähigkeit auflebt, wenn ich ihn selbst spreche. Hätten die Präsidenten einmal Gelegenheit, sich von dieser Metamorphose zu überzeugen, so würden sie vielleicht aufhören, mit so jugendlicher Begeisterung am heutigen Burgtheater zu hängen. Jung sein vor der Kunst, heißt mit unverminderter Frische und Ablehnungsfähigkeit, dem Maß hoher Erlebnisse treu, Unwesen und Unzulänglichkeit an sich nicht herankommen lassen. Alt sein, heißt mithatschen. Das verklärende Licht der Jugenderinnerung kann mir den Wert, aber nicht den Unwert vergolden. So jung wie die beiden Präsidenten werde ich nie werden. Daß aber ein Theater, welches nur Vergangenheit hätte, keine Zukunft hätte, ist ohne Zweifel richtig, und ich behaupte ja nichts anderes als daß das Burgtheater nur Vergangenheit und keine Zukunft hat. Daß es war, ist traurig, daß es ist, ist ein Malheur und daß es sein wird, eine Katastrophe. Richtig ist ferner, daß man immer über den Verfall des Burgtheaters geklagt hat und ein so außerordentlicher Schauspieler auch Sonnenthal war, so

dürften doch nach allen Beschreibungen, wie denen Stifiers, Speidels und Lewinskys, jene recht gehabt haben, die damals riefen: »Ja, der Anschutz!« Denn der muß wohl das größte Elementarereignis gewesen sein, das jemals Menschenherzen von einem Brettergerüst aus erbeben gemacht hat. Aber wenn Herr Dr. Wengraf es erlebt, daß eine Generation den Stoßseufzer ~~zu hören bekommt~~ »Ja, der Reimers!«, dann bin ich Präsident der Concordia.

**Ja, der Reimers!**

Fräulein Wagener:

— — Aber wir haben ja unsere jetzigen, unsere lebenden Großen, die uns zur Seite stehen, von denen wir lernen und die wir verehren!

Frau Wohlgemuth:

— — Wer ihn so recht unmittelbar auf sich wirken lassen will, diesen Geist, der nehme die Briefe Sonnenthals zur Hand, der sehe unserer geliebten Wilbrandt, unserem lieben Devrient und Reimers ins Auge. Die ganz Jungen sollen das möglichst oft tun.

**Wo gib'ts das heute!**

Herr Weingartner:

— — Ich will damit nicht etwa andeuten, daß ich das Smoking-Hamlet-Experiment besonders künstlerisch finde, aber ich gäbe doch viel darum, heute nochmals Strakosch, den alten Vortragsmeister, hören zu können, der nie auf einer Bühne auftrat, sondern nur las, mit seinem wundervollen Sprechen aber eine ideale Bühne vor uns erstehen ließ.

Herr Lugnè-Poe:

— — Die ungewöhnliche Wachheit dieses ruhelosen, sucherischen Geistes hatte ihn zum Meister in Lese- und Rezitationsveranstaltungen gemacht, deren Programm er ganz allein bestritt. Eine davon habe ich in Prag gehört. Ich kenne bei uns wenig Künstler, die imstande wären, allein ein Programm so stark zu gestalten, daß es die Menge mitzureißen vermöchte.

H  
unl. gibt:

— 3m.  
e (?) ✓

(Kering)

*Handwritten signature*

Ob dieses Vorlesungsgenre von den gegenwärtigen Künstlern der »Burg« noch gepflegt wird, weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß es den Schauspieler erzieht . . . .

Mehr, wenn sie zuhören möchten. Aber gibt's denn so etwas bei uns seit Strakosch und Kainz, daß einer einmal oder sagen wir fünfzigmal im Jahr ganz allein ein Programm bestreitet? Ich bestreite es.

~~(an e)~~

### Ein anschlägiger Kopf

ist dieser Herterich, der den Dank des Burgtheaters an die Concordia, von der es sich ~~fü~~ <sup>le</sup> ~~h~~ <sup>formulierte</sup> ~~lie~~ <sup>le</sup> ~~ß~~ <sup>le</sup>, wie folgt ~~formulierte~~ <sup>le</sup>

*1 Kb* H  
ausführ

Schrifttum und Bühnenkunst sind Schwesterkünste, nicht nur dort, wo sie von Gottes Gnaden sind, sondern auch dort, wo sie Handwerk werden. Wie der Schauspieler neben Rollen, die ihm das Glückgefühl des schaffenden Künstlers vermitteln, auch solche spielen muß, in denen er nur Handwerker sein kann, so muß auch der Schriftsteller, manchmal seine Arbeit auf Kommando leisten. Gemeinsam ist beiden auch das Wort. Der Autor wirkt durch das Wort nicht weniger als der Schauspieler, dem es zuerst auf der ersten Probe aus dem Souffleurkasten entgegengeschrien wird, bis es leiser wird und schließlich aus dem Körper des Schauspielers mit solcher Unmittelbarkeit dringt, daß man meint, der Augenblick hätte es geboren. — mit 7

Das ist eigentlich gestreicher als es scheint. Er sah nichts als Concordia-Mitglieder vor sich, also Leute, die ihre Arbeit auf Kommando der Herausgeber leisten, und da fiel ihm eben der Vergleich mit seinen Bühnenhandwerkern ein. Auch das mit dem Souffleur stimmt, nur daß bei der Zeitung der Direktor im Kasten sitzt und so lange schreit, bis seine Meinung aus dem Leitartikler mit der gewünschten Unmittelbarkeit dringt. Die Schwesterkünste waren aber beim Festessen offenbar nur durch Vertreter von Gottes Gnaden vertreten, die es nicht auf sich bezogen haben.

—

*(an Hing)*

### Es genügt nicht, alt zu sein

um gescheit zu werden, lautet der Gedanke, den der Präsident der Concordia, der auch Verse macht, durch ein spitzes Epigramm ausgedrückt hat, in einer Reihe von Strophen, betitelt »Alt und Jung«, in denen er das ihm am Herzen liegende Problem gestaltet, daß man mit der Zeit zu gehen und mit der Jugend fortzuschreiten habe:

Wenn es genügte hier auf Erden,  
Alt zu sein, um gescheit zu werden,  
So wäre die Schildkröt' der weiseste Mann,  
Weil sie zweihundert Jahre alt werden kann.

Hier ist der Beweis insoferne durchaus gelungen, als noch niemand eruiert hat, ob nicht die Schildkröt', die zweihundert Jahre alt werden kann, unter ihren Artgenossen in der Tat die weiseste Schildkröt' ist und ob sie nicht sogar weiser ist als ein Journalist, wenn er zweihundert Jahre alt würde, während unzweifelhaft feststeht, daß sie auch dann noch immer nicht der »weiseste Mann« wäre. Die Zoologie hat ihr Alter feststellen können, aber auf den Grad ihrer Weisheit bisher nicht einmal aus dem Umstand geschlossen, daß sie keine Epigramme macht und gegen die Preßgesetzreform eine mehr zuwartende Haltung einnimmt, gleichmütig und gepanzert gegen jede Drohung, mag sie nun ~~kon~~ Gesetz gegen Erpressung ausgehen oder vom Erpresser.

*Hon. Mann*

### Das junge, vorwärtsstürmende, echtste Kind seiner Zeit und der philosophisch angehauchte, ruhig erwägende, reife Mann

oder

#### Was kostet das:

— — Aus dieser Zeit datiert die Bekanntschaft Davids mit Bosel, und eine tiefe und innige Freundschaft entsteht zwischen dem jungen, vorwärtsstürmenden, echten Kind seiner Zeit und dem philosophisch angehauchten, ruhig erwägenden, reifen Manne. Sie führt zu einer innigen Arbeitsgemeinschaft, zum Eintritt Davids in den Bosel-Konzern und, nach dem Erwerb der Majorität der Unionbank durch diesen, zu seiner Berufung als Vizepräsident des Instituts.

Freilich war Dr. David in dieser Position nicht auf Rosen gebettet. Die Unionbank mußte vor den Stürmen, die den Besitzer der Majorität nicht unangetastet ließen, vollkommen geschützt bleiben. Die Zwiespältigkeit einer Situation, in der der Sachwalter des Boselschen Vermögens zugleich auch die öffentlichen Interessen der Bank zu vertreten hatte, ergaben manche Schwierigkeit, die dem Willen zum Schaffen und zur Arbeit Schranken auferlegten. Ein hohes Maß von Verantwortungsgefühl half aber Dr. David über diese Schwierigkeiten hinweg. Sein Rücktritt ist in erster Reihe durch die Auffassung des Majoritätsinhabers bedingt, daß die Zeit der vollkommenen Zurückhaltung auch für die Unionbank vorüber sei. Es geht der Unionbank jetzt darum, aus der selbstauferlegten Reserve herauszutreten und die Periode einer neuen Aktivität zu beginnen. Seinem Nachfolger, Herrn Hofrat Frankfurter, einer hochgeschätzten Persönlichkeit des Wiener kaufmännischen Lebens, wird die Aufgabe zuteil, auf der festen Grundlage weiter zu bauen, die Dr. David geschaffen hat.

L  
Bis dahin dürfte aber auch das neue Gesetz schon errichtet und das alte noch nicht abgebaut sein. Es ist zu erwarten, daß jetzt, wo auch in der Justizpflege <sup>L</sup>eine Periode neuer Aktivität begonnen hat, dem Willen der Polizei zum Schaffen und zur Arbeit gerade in einem Fall keine Schranken auferlegt sein werden, wo sie gegenüber einem jungen und etwas unbedenklichen Kind seiner Zeit, das den Verführungen des Wirtschafts- und Zeitungslebens ausgesetzt ist, geradezu Vormundschaftspflichten hat. /h  
2

### Die Pamphletisten

Die Zeitungen haben unter verschiedenen Titeln von der »Verhaftung zweier Erpresser« gesprochen. Entweder unter diesem oder unter dem Titel »Verhaftung der Herausgeber eines Sensationsblattes« oder unter »Verhaftung der Herausgeber eines Revolverblatts« oder »eines Schmierblatts«. Es waren nämlich wieder zwei andere erwischt worden. Sie hatten von einem Schauspieler unter Androhung eines Artikels über sein Geschlechtsleben Geld erpreßt, ganz schlicht und mit Bürstenabzug, also auf eine Art, durch die man weder zum Ziel kommt noch dem Standesinteresse nützt. Immerhin eine Standesangelegenheit, wengleich die Schutzvorrichtungen in Wien

die Zeit. d. vollkommenen Zurückhaltung seitens d. Zeit.

gewiß so gut sind, daß es gelingen mag selbst das Gesetz der Serie außer Wirksamkeit zu setzen. Aber angenehm kann die immer wiederkehrende Diskussion über Erpressung keinesfalls sein, das ist klar. Man hat dann fortwährende Laufereien, Budapest muß letzten Versuch bei Steirer machen, ist dabei doch genötigt, seine Unbefangenheit zu zeigen, und das fällt auf die Dauer nicht gerade leicht. Bekessy hat kürzlich die Strafanzeige wegen Erpressung erstattet, das ist gewiß anerkennenswert, aber im eigenen Blatt kann die Erörterung dieser Dinge nicht ins Uferlose gehen. Und da man überhaupt im Hause des Nichtgehängten weder vom Strick sprechen soll noch von der Berufsfähigkeit, die ihn nach sich ziehen könnte, so wird dort — also, unter welchem Titel glaubt man, über den Fall berichtet?

H. Krumh,  
 ✓  
 (H. Krumh.)  
 + einw  
 ✓  
 J  
 =  
 +

Verhaftung zweier Pamphletisten.

Da denkt der Leser wenigstens doch einen Moment lang, ich und der Paul Louis Courier seien verhaftet worden, das kann nichts schaden, es setzt sich fest und wenn dann einmal von solch einem Pamphletisten die Rede ist, stellt sich gleich die Assoziation ein: Aha, dem wird's eben so ergehen! Was aber glaubt man haben die beiden Pamphletisten angestellt?

+ ang sp  
 +

Sauer soll einem Schauspieler Geld entlockt haben, Ahlers seinem Kompagnon dabei behilflich gewesen sein.

Für welche Art publizistischer Bestrebungen sie entlockt haben, wird nicht einmal angedeutet, und man erfährt nicht, ob die beiden Kleingewerbetreibenden sich etwa angemaßt haben, in ihrem Beruf »die Auffassung zu vertreten, daß der Journalist auf Entlohnung von Seite der Personen Anspruch erheben könne, welchen er durch Publizieren, aber auch durch Verschweigen von Mitteilungen Dienste erwiesen habe«. Aber die umschreibende Knappheit ist vielleicht auf keine andere Rücksicht zurückzuführen, als darauf, daß Bekessy doch solchen Leuten nicht die Ehre erweisen wird, sie Erpresser zu nennen. Den Auswürflingen des Berufs die sich erwischen lassen, gebührt nichts Gelinderes als der Tadel »Pamphletist!«

H.  
 ✓  
 H. Hummel,  
 ✓  
 Hummel,  
 ✓

## Opfer des Berufs

Aber noch eine zweite Frage ist zu beantworten: Wer schützt die Zeitungen vor dem Überfall der Lügen der Pauker und Konsorten? Eine einzige Notiz dieser Notabeln und Milliarden Publikumsgelder gehen in Rauch auf. Der Nationalrat sollte sich einmal mit diesem Problem, mit der Schädigung der breiten Massen durch bewußt falsche Informationen beschäftigen, statt mit der Zuerkennung einer besonderen Privatehre an die Pauker und Genossen — —

So ein armes Opfer wohnt knapp vor dem Krach der Nordisch-österreichischen Bank hinter einem Wandschirm den Sitzungen bei und wartet auf die bewußt falschen Informationen des Inseratenauftrags. Als mit diesem auch der Krach eingetreten war, hieß es, er sei bei dieser »faulen und am Tage der offiziellen Empfehlung bereits falliten christlich-monarchistischen Bank« nicht überraschend gekommen«, aber

von der Absicht geleitet, jede Sanierungsbestrebung notleidend gewordener Banken zu unterstützen, haben wir von den Schwierigkeiten der Nordisch-Österreichischen Bank zunächst keine Notiz genommen.

Bloß, bis zur Stunde des nicht mehr zu verbergenden Krachs, das Inserat für die Front des Blattes. Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ hat damals den Tatbestand der Verführung durch die Bestecher, die es darauf abgesehen hatten, einen Teil der Milliarden Publikumsgelder nicht nur in Rauch, sondern auch in Inserate aufgehen zu lassen, wie folgt dargestellt:

Dem Kronos-Verlag des Herrn Bekessy (‚Stunde‘ und ‚Börse‘) gelang es noch buchstäblich in der letzten Stunde vor Bekanntwerden des Krachs 50 Millionen zu erpressen, den Restbetrag von rund 900 Millionen wird er bei den Engländern einkassieren müssen.

Der Restbetrag war aber ~~schon~~ schon in Rauch aufgegangen und so wurde von geschädigter Seite festgestellt, daß man in Österreich »in der unerhörtesten Weise hineingelegt und betrogen werden kann«. Wollen wir hoffen, daß der Nationalrat an diesem Problem nicht vorbeigehen wird.

### Allerlei Feststellungen

Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ bringt in einem Leitartikel die folgenden, fast durchaus im Sperrdruck hervorgehobenen Sätze:

( n ) n

— — Es hat eine förmliche Verschwörung zwischen steirischen Christlichsozialen, ungarischen Monarchisten und deutsch-böhmischen Hakenkreuzlern gegen einen Nachbarstaat bestanden — —

— — Landeshauptmann Rintelen und Landeshauptmannstellvertreter Ahrer haben — — in der Zeit, in der unsere Wehrmänner und Gendarmen kämpften und starben im blutigen Kampfe gegen die Vertragspartner der Herren Rintelen und Ahrer! — —

— — Es ist festgestellt, daß — — Herrn Rintelen und insbesondere Herrn Ahrer — — Es ist festgestellt — — Es ist festgestellt, daß in der Tat auf steirischem Boden die falschen tschechischen Kronennoten erzeugt wurden, mittels deren der Aufstand finanziert werden sollte. — —

Dieser Huber war nicht der erstbeste: er war die rechte Hand der Rintelen und Ahrer. Er war der Organisator der Heimwehr, über die Herr Rintelen verfügt und die Herr Ahrer finanzierte. Daß Rintelen und Ahrer auch von seinen Beziehungen zu Meszaros und von seiner Mitschuld an der Banknotenfälschung gewußt haben, ist nicht erwiesen; das wollen wir also auch nicht behaupten. Ob es aber wahrscheinlich ist, daß sich Huber auf eine so gewagte Unternehmung eingelassen hat, ohne Ahrer, den eigentlichen Chef der Heimwehr, zu unterrichten und ohne daß Rintelen, dessen Spitzel in jener Zeit überall ihre Hände im Spiele hatten, es wußte, darüber möge sich jeder selber ein Urteil bilden! — —

Li

Dieser Leitartikel wird von der ‚Stunde‘ in eingezogenem Passus mit fetten Lettern wie folgt zitiert:

Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ stellt in ihrem Leitartikel fest, daß es nicht erwiesen sei, daß Dr. Rintelen und Dr. Ahrer von den Beziehungen des angeblich kompromittierten Christlichsozialen Franz Huber zu Mészáros gewußt haben.

Aber die ‚Arbeiter-Zeitung‘ unterließ es, nunmehr festzustellen, was sie festgestellt hatte, und dessen, was noch festzustellen wäre: daß das Wissen der Herren Rintelen und Ahrer um ~~die~~ Beziehungen zu Herrn Meszaros nicht einmal so verdächtig wäre wie die Tatsache ihrer Beziehungen zu Herrn Bekessy.

H S ✓

### Der Abeend —!

— — Die Schande blieb bestehen, daß das alte Österreich diesen Mann und sein Talent durch Jahre brach liegen ließ. — — Daß der letzte Kaiser Österreichs diesen Mann nicht kannte, ist nicht weiter verwunderlich. Bei den Friedensvertragsverhandlungen verstand es Renner, sich seine Mitarbeit zu sichern.

### Die Stundeee —!

— — Es muß freilich am Grabe dieses Mannes zum Lobe des alten Österreich gesagt werden, daß es Respekt vor diesem Mann hatte und seinem Wissen und seinem Charakter den entsprechenden Spielraum gab.

— — Die Monarchie schmückte ihr altes Heim mit ihren großen Talenten, die Republik läßt sie feiern.

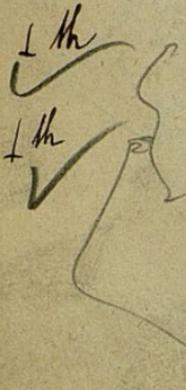
### Unbegrenzte Möglichkeiten

verdankt die deutsche Zeitungssprache und -bildung dem ungarischen Zuzug. So erwartet das 6 Uhr-Blatt daß die ganze unleidige Affäre . . in Bälde beigelegt sein wird. (Es meint aber nicht die anhängige Untersuchung nach § 98b.) Der ‚Tag‘, der außer der ‚Stunde‘ heute das ~~fastscheste~~ Deutsch schreibt, hat eine Sammlung für eine notleidende alte Dame veranstaltet, die direkt von Schiller abstammen soll, und zwar unter dem Titel

Eine Nachkomme Friedrich Schillers in Wien.

Im maskulinen Fall wäre es wohl ein Nachkomm. (Die Sammlung hat übrigens das stattliche Sümchen von 280 Schilling ergeben, und extra hat noch die Wiener Schiller-Stiftung 10 Schilling zugelegt. Besondere Freude habe aber der alten Dame eine Ansichtskarte der Frau Wohlgemuf gemacht mit ihrem Bild und »mit der Legende: „Am Tage der Aufführung von Maria Stuart sendet der Großnichte unseres Schiller die Darstellerin der Maria Stuart herzliche Grüße Else Wohlgemuf.“) Sehr einprägsam ist auch die Aufschrift:

Die Unvergessenen, die noch am alten Burgtheater gewesen sind.



Aber das ist gar nichts gegen die Erneuerung des Sprachwesens durch das Analphabetyarentum/ an jener Stelle, wo man täglich die interessantesten »Artikeln« und über ihnen die packendsten »Titeln« zu lesen bekommt, zum Beispiel:

18  
✓

Ihr läßt den Armen Sünder werden . . .

### Die Nase der Kleopatra

war eine ihrer größten Schönheiten und die Familie Brodsky, eine der reichsten in Kiew, wird aufhören, Geschäfte mit Österreich zu machen, wenn solche Dinge vorkommen können:

Dieser Brief war gerichtet an einen Geschäftsteilhaber, der aus ganz bestimmten Gründen Ursache hatte, unzufrieden zu sein, und in der Einleitung dieses Schreibens wird ausdrücklich erklärt, Castiglioni habe die Ueberzeugung, daß dieser Brief niemals jemandem mitgeteilt werden könne. Der Sohn des Automobilfabrikanten Lohner hat offenbar geglaubt, eine gentlemanlike Handlung zu begehen, indem er dieses Schreiben der Verteidigung von Alexander Weiß übermittelte, und diese Verteidigung hat keine Bedenken getragen, ein derartiges Schriftstück, das Privateste des Privaten, die intimste Beichte einer vielumstrittenen Persönlichkeit, brühwarm der Oeffentlichkeit zu übergeben.

- not.

Es muß gesagt werden, daß, wenn derartige Sitten sich bei uns einbürgern sollten, jedes Vertrauen auf Loyalität, auf persönliche Anständigkeit, auf Hemmungen des Charakters verloren gehen müßte. Wie sollte das Ausland mit Oesterreich noch ein Geschäft abschließen, wenn es möglich ist, daß nach neun Jahren irgendein Schreiben, vielleicht einer tiefen seelischen Depression entspringend, vielleicht aus einer einmaligen Krise des Gemütes heraus verfaßt, als Dokument im Gerichtssaale verwendet wird, um einen Zeugen mundtot zu machen und seine Beschuldigungen zu entkräften?

Amerika soll sich nicht abschrecken lassen. Vielleicht aus einer einmaligen Krise des Gemütes heraus verfaßt.

+ R. K. Schmidt  
✓

### Immer derselbe

oder »Ein Schwerenöter« schreiben die »Fliegenden Blätter« über immer denselben Schwerenöter. Die dreckigste Phantasie würde aber nicht erraten, was der Schwerenöter der »Bühne« in

einer Galerie von Burgtheaterbildern unter das der Josefine Wessely schreibt. Welche Erinnerung ist mit dieser Gestalt oder diesem Namen verknüpft? Daß sie lieblich war und daß die Willkür eines kritischen Urteils, welches freilich als stilistischer Wert in Chimborassohöhe über der heutigen Niederung stand, zur Verlängerung ihres Lebens nicht beigetragen hat. Nichts anderes. Nichts ist über ihre private Existenz aus einer Zeit überliefert, deren beherrschendes Personalinteresse für ihre Bühnenlieblinge keinen Enthuslasten abgehalten hätte, den Preßbuben niederzuschlagen, der es gewagt hätte, es mit einer Notiz erotischen Inhalts zu bedienen. Die Zwanzigguldenmänner von damals, die als Schnorrer behandelt und für ein Bildl honoriert wurden, hatten Ehre im Leib, oder doch so viel Furcht vor dessen Züchtigung, daß sie nur den allerharmlosesten Theatertratsch brachten oder verschwiegen. Der wohlfeile Hohn über die in jeder Beziehung sympathischeren »Achtzigerjahre« läßt außer acht, daß in aller Wiener Gemütlichkeit der Himmel doch voller Hundspeitschen hing und schon das Vollwertigkeitsgefühl einer vor Preßschlieferln noch nicht zitternden und Nachtlökalkellnern noch nicht hörigen Bühnenmenschheit jede Sicherheit gegen Sensationen und sonstige Ausschreitungen der Krapüle gewährt hat. Daß es damals möglich gewesen wäre, etwas aus der erotischen Gegenwart oder gar vierzig Jahre nach dem Tod einer Schauspielerin ihre »Beziehung« zu enthüllen, ist unvorstellbar. Aber die »Bühne«, dazu gegründet, die Versäumnisse auch der früheren Generationen am lebendigsten Leben gutzumachen und nachzuholen was man damals nicht gewußt oder nicht genügend beachtet hat, setzt unter die Photographie der Wessely, um sie den Heutigen passend vorzustellen, den folgenden Text:

... die berühmte Sulamith des Burgtheaters  
(was natürlich keine Rolle, sondern nur eine Schmockerei ist)  
die mit dem Grafen Desfours-Walderode befreundet war.

Das ist sicherlich nichts, was die Tote ~~verunehren~~ könnte, und doch, welche Verunreinigung in der Wahl und Ausschließlichkeit der Charakteristik, in der Absicht, eben dies auf den Denkstein zu schreiben, damit es einmal festgestellt sei. Aber das Ungeheuerliche ist bei weitem nicht, daß ein Freibeuter es publik

H. J. ...

faulbrüderliche

macht, sondern die völlige Unempfindlichkeit, mit der zehntausend Leute in Wien die Publizierung einer Tatsache, die sie nichts angeht und die vermodern konnte, ohne zu ihrer Kenntnis zu gelangen, als das natürlichste Ding von der Welt hinnehmen und daß kein Zittern der Hände, die das Blatt halten, den Hieb markiert, der vor vierzig Jahren unfehlbar erfolgt wäre zum Schutze lebendiger oder toter Freundschaft.

H. P  
✓

Hinaus aus Wien ~~mit dem Schrift~~

H. P  
1872

der trotz Vorerhebungen nach § 98b andauernd gut gelaunt ist, ziehen seine Leser, und der Tanz unter der Burg Liechtenstein soll sich in größerem Maßstabe wiederholen:

L mit einem,  
✓

— — Nach deren Besichtigung wird zum Hotel Radetzky, dem schönsten Hotel in der näheren Umgebung Wiens, marschiert. Dort werden die Ausflügler der »Bühne« vom Hotelier Ulbing und dessen Frau begrüßt, wird das Hotel, das sich nunmehr nach vollständiger Neudaptierung in einer bedeutend vergrößerten und völlig neuen Gestalt präsentiert, besichtigt werden. Dann wird in einem eigens separierten Teil des herrlichen Gartens an langen Tischen die gemeinsame Mittagsmahlzeit eingenommen werden. Der Herr Bundesminister für Handel und Verkehr, Dr. Schürff, hat zugesagt, die Gäste der »Bühne« ebenfalls zu begrüßen. Nach dem Mittagessen ist eine fast einstündige Ruhepause vorgesehen, während welcher sich die Ausflügler der »Bühne« auf der sonnigen Terrasse und in der Liegehalle erholen können. — — Nach 8 Uhr abends wird dann durch die Vorderbrühl und über Mödling wieder zum Bahnhof Mödling marschiert. — —

Die »Bühne« ist davon überzeugt, daß schon der erste Ausflug den Lesern volle Erholung, beste Unterhaltung und eine bleibende Erinnerung bringen wird. — —

Es ist wohl kaum möglich, sich vorzustellen, daß nebst dem Hotelier der Bundesminister für Handel und Verkehr bei dieser Gelegenheit den Grüßer machen wird. Man müßte bei diesem Verkehr schon auf einen Handel schließen, der den Minister in einem üblen Bunde zeigt.

+ H. Polyzum

Zahl blatt: J. v. 21

L mit einem, der hoch  
1872

»Obwohl das Wetter kein allzu günstiges genannt werden kann«

— da der § 98 b droht —

wird der Ausflug dennoch stattfinden, wenn es um 8 Uhr früh nicht regnet. Im Falle, daß es aber um 8 Uhr ausgesprochen regnen sollte, wird der Ausflug nicht abgehalten und auf nächsten Sonntag verschoben.

12 17  
Im Bakonyerwald wäre das Wetter doch sicherer als im Wienerwald, wo es ausgesprochen regnet und wo uns zu allen Unbilden einer Wiener Zeitungssprache, die frisch von der Gansleber weg redet, noch diese Nuance gefehlt hat.

»Der Himmel war ausgesprochen bühnenfreundlich«

wie nicht anders zu erwarten war, da man bekanntlich Wolken durch Revolverkanonen zerstreuen kann und es gefährlicher ist, wenn dem Wetter die ‚Bühne‘ droht, als umgekehrt. Alles verlief programmgemäß, die düsteren Räume der Burg Liechtenstein hallten vom Frauenlachen wider und wengleich der Handelsminister nicht zu sehen war, so war doch der Hotelier zur Stelle der die Gäste der ‚Bühne‘ wahrhaft königlich bewirtete.

Schon während der Suppe wurde getanzt, darauf »Riviera gespielt« und schließlich vereinigten sich alle im Pfänderspiel:

Hübsche, junge Mädchen, junge Männer, würdige, ältere Herren, Ehepaare, Brautpaare, Paare, alle in entzückender Laune, alle bestrebt, zur allgemeinen Unterhaltung beizutragen.

Zumal die würdigen, älteren Herren — guckguck — nahmen sich im Pfänderspiel vorzüglich aus, alle Teilnehmer beteuerten immer wieder, daß sie sich schon auf den nächsten Ausflug, zum »Glöcklein von Schwallenbach«, freuen, und alle fühlten sich immer wieder zu der Frage gedrängt:

»Wie können Sie das alles um diesen Preis leisten?«

Ich weiß! Aber das ist noch gar nichts. »Eine Überraschung« steht für die nächsten Ausflüge bevor. Nicht was man meint, sondern jeder Teilnehmer wird eine Provianttasche bekommen.

Den Neugierigen unter unseren Lesern wird schon heute verraten, daß jede dieser Provianttaschen folgendes enthalten wird: eine

*Langenswiesenthal Anstalt  
morgens über...*

*W. (Wann  
nicht auf an mich!)*  
*W. (Wann  
nicht auf an mich!)*

Schinkensammel, eine Käsesammel, eine Orange, durststillende Bonbons, eine Tafel Schweizer Milkschokolade und einen Trinkbecher. Jeder Teilnehmer erhält außerdem bei der Vormittagsrast einen Becher voll von dem bekannten italienischen Rotwein Chianti Ruffino.

Wie dieser Bekessy doch den Geschmack seiner Leser kennt. Welcher Publizist vor ihm wäre auf die Idee verfallen, den Leuten, die vor der Fülle des Gebotenen ohnehin mit offenem Maul dastehn, noch je eine Schinkensammel zu bieten. Das ist ja der Stachel im Herzen der alten Preßkorruption, daß hier zum erstenmal die Vereinigung des Geisteslebens mit anderen lebenswichtigen Betrieben vollzogen ist. Die Lektüre selbst, durch Anschauungsunterricht erleichtert, ist in der Hauptsache von den Schilderungen ausgefüllt, wie die Leute geknutscht und gefressen haben. Unbegreiflich bleibt nur, wie lange der maître de plaisir zögert, Führungen in Bordelle zu veranstalten, für die ja die Teilnehmer gleichfalls mit allem Nötigen versorgt werden könnten und bei denen gewiß auch manch einer die Frage am Herzen hätte: »Wie können Sie das alles um diesen Preis leisten?«

**»Der Wettergott hatte es diesmal auf uns abgesehen«**

denn die Sonne »blinzelte« nur, als sie der Tafel »Ausflug der Bühne« ansichtig wurde. Bereit, es an den Tag zu bringen, kann sie sich mit der neuen Einrichtung nicht befreunden. Das ficht freilich die kleine Schar der Getreuen nicht an, die sich zu entschädigen wußte:

Das reservierte Coupé beherbergte lustige Leute, die sich ohne viel Federlesens über das Frühstückpaket her machten.

Infolgedessen heiterte sich auch das Wetter auf, man »ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen«, was ihr wohl getan haben muß, »man lief und tollte durch die Wiesen«, und wäre der Herausgeber dabei gewesen, so hätte man Fangerl gespielt. Kaum war aber der Humor in seine Rechte getreten, regnete es wieder ausgesprochen.

Schade, daß wir diesmal vom Wettergott im Stich gelassen wurden.

Umso bedauerlicher, als es vielleicht der letzte Ausflug war.

gajika

### Gleichberechtigung vor dem heiligen Ulrich

den »anzurufen« bisher das humorige Vorrecht deutscher Seefahrer war, erscheint durch die Hakoah erstritten, die beim Wettkampf mit anderen Körperschaften im Sieg wie in der Übergabe dem Vollklang ihres Namens gerecht wird. Das Heroentum des Fußballs ist längst keine götische Angelegenheit mehr und da ein Zeitalter, dem die animalia nicht nur nicht turpia, sondern geradezu honesta sind, jedweder Art von körperlicher Verrichtung sympathisch gegenübersteht, so ist es schon begreiflich, daß man mit einer gewissen Spannung die Berichte verfolgt hat, wie eine sonst erprobte Mannschaft den Stürmen der Überfahrt erlag. Der auf dem Festland zurückbleibende Zeitungsleser kann sich an den Schilderungen der reichen Mahlzeiten auf hoher See nicht satt lesen, aber es stellt sich heraus, daß er damit nur die Schadenfreude an den unausbleiblichen Folgen nährt, und die Belustigung über das Vomieren ist den Nationen so gemeinsam wie der Zustand selbst, den die Natur vorgesehen hat, um den Unbeteiligten durch ein Überlegenheitsgefühl zu entschädigen. Hätte sie es so eingerichtet, daß auch die Zeitungsleser, denen diese Dinge beschrieben werden, sich übergeben, so wäre das Leben gar zu monoton. Wer sich indes noch an das Heldengedicht erinnert, in welchem die Neue Freie Presse einst die Nahrungsaufnahme, die Verdauung und insbesondere die Seekrankheit sämtlicher Mitglieder des Männergesangsvereins geschildert hat, der wird der neuen Journalistik, die den Amerikanern der andern Konfession die gleiche Aufmerksamkeit erweist, das Lob nicht versagen können, daß sie, mit der Ausgelassenheit aller Reibsackl-Töne und mit allen Motiven der Garderobe wie der Toilette, an eine große Tradition anknüpft. Man lese nur, wie da an einer Stelle, wo auch sonst geschrieben wie gespießen wird, einer dieser Seefahrer ausschweift:

H. J.  
Joseph K...

— — Abends nahmen wir das erste Essen am Schiff. Wir aßen vier Stunden lang, die unmöglichsten Speisen, die wunderlichsten Seetiere, die exzentrischesten Gemüsespezialitäten. Nach dem Essen begab man sich in den Spielsaal, wo tarockiert wurde. Einige leibhaftige Amerikaner wurden in die Mysterien dieses spezifisch wienerischen Kartenspiels eingeweiht. — —

Wegner II flirtet mit einer Engländerin, Gold nimmt Drucker und Nemes das Geld beim Domino ab. Um 12 Uhr geht alles ins Bett. Alles ist noch gesund. Am Morgen des zweiten Tages verspätet sich die ganze Gesellschaft zum Frühstück.

Jetzt setzt der eigentliche Humor ein. Gleich wird's herauskommen.

Um 9 Uhr soll alles gegessen haben. Da nimmt man nur drei Mahlzeiten ein. Frühstück um 9 Uhr, Mittagmahl 1 Uhr, Nachtmahl 7 Uhr. Die letzte Mahlzeit ist die ausgiebigste. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht,

unser braver Grünfeld sei das erste Opfer der Seekrankheit

geworden.

Fett gedruckt, eingezogen, man sieht den Grünfeld förmlich in der Kajüte liegen. erinnert man sich noch, wie der Bahnbrecher von anno dazumal verherlicht wurde?

»Der erste Seekranke war Herr Sild schon in den ersten Tagen der Reise und laboriert seither noch immer daran.«

Grünfeld scheint sich den Ovationen entzogen zu haben.

Er leugnet zwar, wir glauben ihm aber nicht. Am zweiten Tag ist die See bewegt.

Aha!

Von unserer Expedition, die aus einundzwanzig Leuten besteht, kamen nur mehr zehn zum Essen. Am Abend gar nur sechs. Die Seekrankheit wüthet unter den Hakoahnern. Gegen diesen Sturm kann auch der Hakoah-Sturm nichts ausrichten, geschweige denn die Verteidigung. — —

Am dritten Tag sind wir schon alle seekrank. Krausz geht es so schlecht, daß er sein Lager ständig an der Schiffsbarriere aufgeschlagen hat. Sitzungen werden abgehalten, zwecks Bekämpfung dieses Übels. Doch wir können zu keinem Resultat gelangen. Zeitweilig stehen alle einundzwanzig Mann an der Barriere. Halt, nur zwanzig, denn Scheuer liegt den ganzen Tag in seiner Kabine, wo er Kolumbus inbrünstig verflucht.

Anstatt zum heiligen Ulrich zu beten; die Juden können sich eben doch nicht so schnell hineinfinden.

Die Seefestesten unter uns sind noch: Gutmann, Drucker, Grünwald, Schwarz und die beiden Doktoren. — —

Die Liste der Ua-Bemerkten — nomen est abdomen — wird fortgesetzt:

Dr. Rosenfeld ist unter die Seekranken gegangen. Pollak rennt tagaus tagein das Schiff entlang

Über aus andern Gründen, es ist keine Privat-, sondern eine Familienangelegenheit:

zeigt jedermann, ob fremd oder bekannt, das Bild seiner Frau und seines Kindes: »Ist sie nicht süß, nicht goldig?« Schönfeld ist nicht in bester Laune. Wegner I erklärt nach noch zwei solchen Tagen in Agonie zu verfallen. Fabian hält fest seinen Magen. Gutmann, Drucker und Schwarz sind noch die einzig Überlebenden. Dr. Felix hat sein »Essen für vier« eingestellt. — —

Jener Fabian (der festhält seinen Magen) könnte wie er leibt und lebt die Amerikareise des Männergesangvereins mitgemacht haben. Pollak wäre aufgefallen. Der Ausruf: »Das heutige Tagblatt möcht i haben!« ist nicht vernommen worden, auch nicht mit der Variante »Die heutige Morgenzeitung«. Die Frage: »Bitt schön, wie komm i denn auf den Franziskanerplatz?« ist nicht gestellt worden, auch nicht mit entsprechender Berücksichtigung des Morzinplatzes. Sonst aber ist jede Nuance des Humors von damals vertreten und man hat den Eindruck, daß jene unvergeßliche Amerikafahrt der Bodenständigen (und darum von Natur nicht Seefesten), den Bedürfnissen der Zeit entsprechend, einfach ins Jüdische übersetzt wurde. Man mag aber auch erkennen, wie ~~nichtig~~ aller Glaube an die Gegensätzlichkeit der Menschenrassen ist, von nichts ~~bedeckt~~ als von der politischen Phrase. Die wahre bürgerliche Geistigkeit, die sich in den Belangen der Verdauung betätigt und sich schon bei der bloßen Vorstellung dieser Angelegenheiten als Humor entleert, eint sie alle vor der Barriere.

### Wie man's macht, ist's nicht recht

»Ein ganzes Heft über Shakespeare und kein Wort von dem, was er vorausgewußt hat!«

»Ein ganzes Heft über das, was er vorausgewußt hat, und kein Wort von Shakespeare!«

### Versagen eines Hausmittels

#### Entführung einer Siebzehnjährigen.

Der Sachverhalt ist folgender: — — Erst gegen halb acht Uhr abends kam das Mädchen auffallend verwirrt und verlegen heim. Vom Vater ins Gebet genommen, gestand es, daß es von einem Wiener Bankbeamten, den es gelegentlich eines Besuches in Wien kennen gelernt habe, hätte entführt werden sollen. In der Erwartung, die Eltern nicht daheim zu finden, hat die Gymnasiastin die Heimkehr mit Absicht verzögert, um ihre Sachen zusammenzupacken und sofort aus der Wohnung verschwinden zu können. Der Vater züchtigte das Mädchen und ließ es, um sein Ehrgefühl zu erwecken, für diese Nacht in der Küche schlafen. Als aber die Eltern am kommenden Morgen erwachten, war die Tochter verschwunden.

#### Da steh' ich nun, ich armer Tor!

Im Volkstheater aber geht der Vorhang auf, und es sitzt ein alter Herr bei schlecht beleuchtetem Pult und deklamiert: »Habe nun, ach, Philosophie«, ohne daß jemand wüßte, warum er das just dem Publikum erzählt . . . Und warum bei solch trockenem Wetter, plötzlich der »erlehte Geist« um den »Faust« schwebt, ein Geist freilich, der sofort seine Theaterkunst verrät, indem er fälschlich deklamiert: »Du gleichst dem Geist, den du begreifst« (statt daß er schauernd sagte: »Den du begreifst«). Begreifen sie überhaupt? Beide begreifen nicht!

Und Herr Liebstöckl? Begreift er, daß er den Vers nicht begriffen hat und mit seiner öden Betonung nur dann recht hätte, wenn er nicht lautete: »Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!«, sondern » . . . nicht ich!« Sonst könnte der Geist wirklich nur schauernd sagen: »den du begreifst«. Natürlich wären (was aber weder jener noch der Schauspieler begreifen und treffen würde) beide Worte zu betonen, das heißt: das zweite zu betonen und das erste nicht unbetont zu lassen. Dem äußeren Sinn der Stelle genügt aber der Schauspieler mit der ausschließlichen Betonung des zweiten, und »fälschlich« hat nicht dieser deklamiert, sondern Herr Liebstöckl kritisiert. ~~Einen Vers nicht begreifen, ist schließlich jedermanns Recht, aber jemand anderen~~ daraus einen Vorwurf machen ist das Vorrecht des Kritikers.

H ~~Better~~ *Handwritten note*

*Handwritten initials*

Herr Liebstöckl hätte besser getan, sich mit der Zitierung von »Habe nun, ach! Philosophie« zu begnügen. Diese Stelle kennt er gründlich, bis zu den Worten »heiße Doktor gar«.

### Maximen und Reflexionen

Von wem sind doch diese vielsagenden Sätze, die jetzt unter so einprägsamen Titeln erscheinen wie: »Ein kleines bißchen«, »Komische Übersetzung«, »Frau Hagen«, »Die brave Minna«, »Einer ~~hat~~ Zum Beispiel:

#### Pietät des Spielplanes

Weil Lessings Lustspiel das erste Klassikerwerk gewesen ist, das im Burgtheater gespielt wurde, darum jetzt, nach 150 Jahren: »Minna von Barnhelm.« Das ist ein guter Grund. Also still! Keine Auseinandersetzung. Besonders nicht am hohen Feiertag des Burgtheaters.

Also Ruhe! Oder:

Wo bleibt Er?

Diesem Theater, an das so viel Hoffen, so viel Erwarten und so hoher Anspruch, berechtigterweise, geknüpft ist, fehlt es gewiß nicht an guten Regisseuren. Gewiß nicht.

— — Allein dieses Theater ist für Ihn errichtet worden. Er könnte es zur führenden Bühne erheben. Er hat die Schauspieler, Er hat die Regisseure, die neben Ihm Wertvolles zu geben imstande sind. Neben Ihm. Aber doch, wie dieses Theater nun einmal gegründet wurde, nicht ohne Ihn! Wo bleibt Er?

Seine Antwort kennen wir. Allein das ist keine ausreichende Antwort.

Es genügt nicht, wenn Er ein- oder zweimal während der Saison für ein paar Wochen herkommt.

Einstweilen soll nicht mehr darüber gesagt werden. Das aber muß, jetzt, im April, gesagt werden: es genügt nicht. Es genügt wirklich nicht.

Also wirklich, es genügt nicht. Besonders wenn man bedenkt, wie viel für so eine Zeile gezahlt wird und wie viel Arbeitslose es gibt, die aus nützlichen Berufen auf die Straße geworfen wurden.

### Pretiosen

Herr Stefan Zweig, heute einer der repräsentativen Schmuser der europäischen Kultur, würde es mir unmöglich machen, in der Seichtheit seiner tiefen Sätze nicht zu versinken, wenn ich mir in mühevoller Praxis nicht doch eine gewisse Resistenz erworben hätte, um mir's an der Stelle genügen zu lassen, auf die mein Blick gerade fällt.

Dreißig, ja vierzig Jahre übt und vertieft Sigmund Freud seine Methode und hätte er die tausend und aber tausend Beichten der ihm anvertrauten Seelen in der Schrift festgehalten, es gäbe kein Buch der Weltliteratur, das ihm dokumentarisch gleiche.

Hier kann man nur sagen: Aufgewachsen bei Opitz! Daß »gleichen« schwachförmig gebraucht wird, dürfte seit eines Olim Zeiten, der die Welt noch ohne Neue Freie Presse geschaut hat, nicht der Fall und selbst damals nicht üblich gewesen sein. Es kann hier aber auch ein solcher Hang nach sprachlichen Pretiosen mitgespielt haben, der nicht die abgestorbene Form ergreift, sondern eine vorhandene, wengleich seltene, in ihrer Bedeutung mißverstehet und für was Kostbares hält. Dann wäre Herrn Zweig dasselbe passiert wie Herrn Salten, der auf einmal »schweigete«, weil er diese Form in einer Auslage gesehen hatte, ohne zu wissen, daß sie so viel bedeutete als: schweigen machen, beschwichtigen, also die Tätigkeit, die man gegenüber Schwätzern anwendet. »Gleichen« (gleichete, gegleicht) ist ein eben solches Faktitivum wie schweigen (schweigete, geschweigt) und bedeutet — im Gegensatz zu »gleichen, gleich, geglichen« = gleich sein — so viel als gleich machen, glätten, in Übereinstimmung bringen. Eher kann das Faktitivum »schweigen« stark abgewandelt werden (ich schwieg ihn), als schweigen im Sinn von »nicht sprechen« schwach. Und das Faktitivum »gleichen« hat in Zusammensetzungen durchaus die starke Abwandlung, so daß die Tätigkeit des Gleichmachens dann nicht anders konstruiert wird als die Eigenschaft des Gleichseins. Es wird also »verglichen«: wenn ich nicht eine Sache als solche gleich mache (glätte) oder reale Dinge in Übereinstimmung bringe (Münzen, Gewichte), sondern wenn ich eine Sache einer andern gleich stelle oder sie an ihr messe;

1/2

---

doch kann sie auch als solche »beglichen« oder »ausgeglichen« werden (wobei allerdings mit einer vorgestellten Forderung oder Rechnung verglichen wird). Nur im rein mechanischen Sinn wird etwas »gegleicht«; aber selbst da »angeglichen«. Herr Zweig hat also irgendwo »gleichte« in der selteneren Bedeutung gefunden und diese mißverstanden, oder vielleicht doch die abgestorbene, niemals lebendige Form für seinen reporterhaft normalen Sinn gewählt. Jedenfalls gedachte er sich mit etwas Kostbarem zu schmücken. — Diese Beobachtung ist natürlich nur eine Kleinigkeit, eine von jenen, mit welchen ich mich abgebe; aber sie scheint doch hinreichend Raum zu gewähren, um in ihr das Format eines Kulturessayisten unterzubringen. Wenn so einer hinschreibt, daß einem Buch keines der Weltliteratur »gleichte«, so glaubt er schon mit einem Fuß in ihr zu sein. Aus der wievielten Hand jedoch selbst die scheinbar korrekten Fügungen ihm zugekommen sind, läßt sich leider nie feststellen. Meiner Methode genügt ein Zweig, um einen Wald von Federn zu sehen, die da vorgearbeitet haben. Aber das ist es eben, was der Zeitungsleser braucht. Die Bourgeoisie zwischen Berlin und Wien sieht sich durch die Emil Ludwig und Stefan Zweig mit der denkbar größten Zeitersparnis in die Weltliteratur eingeführt, und die Folge ist, daß solche Leute dann für Paris und London selbst schon zu ihr gehören. Sie machen dem Leser die Lücke, aus der seine Bildung besteht, wohnlich und behaglich, schmücken sie mit Urväter Hausrat, neuzeitlichem Zierrat und sonstigem Unrat, und heben den Zeitgenossen lifartig auf ein Niveau, das er unten nur zu betreten braucht, um oben zu sein. Der Lift war auch nicht immer oben, aber es gelingt ihm immer wieder, und technische Hindernisse sind unschwer ausgeglichen.

### Schreibmaschine, Sekretärin und goldener Griffel

— — Der Schein der Schreibtischlampe fiel auf das Gesicht des jungen Dichters, als er sich in dem breiten Sessel zurücklehnte. Nämlich der Herr Bronnen.

— — Eine Geste begleitet die letzten Worte des Dichters, so als wollte er sagen: erreicht habe ich damit noch nichts, das Letzte, noch nicht das, was ich erreichen will und muß. Immerhin — —

Was will er denn erreichen?

Er schreibe direkt in die Maschine hinein, ganz intuitiv, benutze nie den Federhalter. Brecht dagegen, mit dem er befreundet ist, diktiere alle Arbeiten einer Sekretärin.

Wp. 211.

Ich dagegen habe seit dreißig Jahren den Federhalter nicht einmal gegen einen andern umgetauscht. Also freuen wir uns, daß Deutschland etc. Aber eine Frage wird doch gestattet sein: Wozu haben die Herren dann überhaupt einen Schreibtisch? Wenn nämlich die andere Frage an den Dichter üblich wird: Was haben Sie jetzt auf der Maschine oder unter der Sekretärin? Item:

Eines läßt sich feststellen, und das trifft nicht allein auf Bronnen zu: diese Dichtergeneration, die noch im Wachsen ist und um Anerkennung ringt, hat eine ganz andere Einstellung zu der Welt und den Dingen als alle anderen Dichter unserer Zeit. Sie sehen die Geschehnisse der Welt schicksalshafter und weiter an. Ob ihre Anschauung die richtige ist, das allerdings werden sie und auch wir kaum ermessen können, sondern das wird die Geschichte lehren, die den Namen der wirklich Großen mit goldenem Griffel in ihr Buch schreibt und den kommenden Generationen übermittelt.

Es ist ein Glück, daß die Geschichte noch mit dem goldenen Griffel schreibt. Solange sie nicht direkt in die Maschine schreibt oder einer Sekretärin diktiert, kann ich den Herren Bronnen und Brecht mit meinem Federhalter mein Ehrenwort geben, daß sie in ihrem Buch nicht vorkommen werden.

**Schon damals!**

Aus der deutschen Musikzeitschrift „Die Musik“:

Seitdem Marchettus von Padua um 1300 die Einführung chromatischer Töne gelehrt und durchgeführt hatte und die Chromatik von Komponisten des 16. Jahrhunderts, wie beispielsweise Cipriano de Rore, künstlerisch vertieft und ausgebaut war, gerieten die Kirchentöne stark ins Hintertreffen . . . .

Das änderte sich erst wieder, als man Kanonen aus Kirchenglocken machte.

### Eine schöne Erinnerung

auf der das deutsche Auge wohlgefällig ruht, erscheint jetzt in einem deutschen Buch, von einem Geheimen Rat und einem offenen General der Infanterie, betitelt »Der deutsche Kronprinz, ein Stück Weltgeschehen«, angekündigt als »das Buch des ehrlichen Historikers und des unbestechlichen Militärs, ein Buch für Wahrheit und Wahrhaftigkeit«:



Der Kaiser, Fürst Fürstenberg und  
der österr.-ung. Militärbevollmächtigte im Manöver

Es dröhnt von der Lachsalve. Links das gekrönte Monstrum, das sein eigener Hofnarr war; in seiner Stimme wiehert ein Schlachtroß, heult ein Werwolf. In der Mitte der liebe Schneck von Donau- eschingen, von der Quelle des Nibelungenstroms: die beiden Schultern verbindend. Rechts der eo ipso verbindliche Rücken

des k. k. Feschaks. Offenbar erzählt er einen Mikosch-Witz, wie ihn die Majestät geliebt hat und wofür sie zärtliche Fußtritte zu verabreichen pflegte. Schon im Manöver war's also zum Schießen. Im Weltkrieg haben sie sich dann totgelacht.

### Magie der Lettern

Die Wirklichkeit, die der Journalismus unterschiebt und erschafft, phantasiaabschnürend und männermordend, lebt und breitet sich aus, auf nichts gestützt als auf die Anweisung, für ein Nichts von Meinung fette Lettern zu verwenden. Der Setzer hat es in der Hand, unser Denken so zu bannen, daß nichts entstehen kann, was wertvoller wäre als dieser ganze Plunder einer vorgetäuschten Wirklichkeit. »Ramek in Berlin« — ist es nicht, als ob nun die große Schicksalswende, die des Anschlusses eingetreten wäre, die ja vermutlich auch nur eine Phrase sein dürfte, während in Wahrheit kein Hund vom heimatischen Herd gelockt wird? Der Blick fällt auf eine dieser Fensterhuren der öffentlichen Meinung, die jetzt des Abends ihr Unwesen treiben und durch die Reize von Politik und Nachtlokal ihre Anziehung ausüben. 6 Uhr — was gibt's denn heut für eine Sensation? In fetten Lettern:

Niemals aber wird das Volk Deutsch-österreichs irgendeine Politik dulden, die auch nur im entferntesten den Anschein hervorrufen könnte, als wäre sie eventuell gegen das deutsche Volk gerichtet.

Ganz einverstanden. Doch wenn's Herr Ramek selbst erklärt hätte, wär's noch immer nicht so erschütternd, um auch nur der allerkleinsten Lettern zu bedürfen. Wer aber sagt es?

Der »Vorwärts« meint . . .

Man möchte doch glauben, daß das, was der »Vorwärts« meint oder vielmehr der Herr Soundso, der dafür besoldet wird, eine Meinung zu haben, die nicht einmal eine Privatangelegenheit ist, schon in einem gewissen Mißverhältnis zu der Vorstellung stehen dürfte, daß da ein Berliner Setzer manipulieren muß, um sie

andern Kleinbürgern mitzuteilen, die darauf ebenso pusten wie er und der Herr, der meint. Aber auf dem Weg nach Wien wächst es zur balkendicken Sensation. Der gesättigte Blick schweift in die nächste Kolumne, aus der ihn die fetten Worte anspringen:

die beiden deutschen Staaten Europas  
verbunden bleiben durch gemeinsames  
Volkstum, gemeinsame Kultur, gemein-  
same geschichtliche Vergangenheit.

Bin beruhigt. Und wem verdanke ich dies Bewußtsein? Hat eines der Staatsmännlein, die sich da auf Völkerunkosten zu Gastereien zusammenfinden, hat eines dieser Parvenugehirne, von denen ein Dutzend in einem ministeriellen Hohlkopf des alten Regimes Platz hätte, die bindende Zusage gemacht? Das kann ja einander nur begegnen, um das, was die letzten Stammfische der beiden Reiche geistig ausgekotzt haben, wieder in den Mund zu nehmen. Aber nein, keine der Persönlichkeiten, von denen sich regieren zu lassen im Grunde ein Hauptjux ist, hat sich die fetten Lettern verdient, sondern:

Der »Börsenkurier« schreibt . . .

Parturit ridiculus mus, nascentur montes: aus Titel und Tonfall ersteht die Welt, und geht zugrunde, denn Lettern werden zu Blei. Ist es nicht die eigentliche Tragödie der Zeit, daß ihre Mitwirkenden in dem Maße an ihr unbeteiligt sind, als ihre Zuschauer beteiligt? Daß dieser Riesenapparat nichts als das Nichterlebnis, den Unglauben, den Selbstwegwurf seiner ~~Schiffe~~ <sup>H  
Kais</sup> braucht, das völlige Stachelgrün der Gesinnung, um Erlebnis, Bekenntnis, Tat und Tod zu bewirken? Zum Glück fährt es wie ein erfrischender Hauch von Wirklichkeit in diese verstunkenen Kolumnen, denn siehe, mitten im politischen Text behauptet ein Nachtkaffee, es sei nicht nur künstlerisch ausgestattet, sondern auch

durch Frischluft-Zufuhr vollständig rauchfrei

leider nicht ohne dafür

sämtliche in- und ausländische Zeitungen

zu bieten, in denen mit den fettesten Lettern verzeichnet stehen dürfte, was die Herren Ramek und Stresemann einander zu sagen haben. Was mich persönlich betrifft, der in diesen Belangen

freilich nicht maßgebend ist, indem er ja doch nur niederreißen und nicht ausbauen und vertiefen kann — so erkläre ich, daß ich an der gemeinsamen Kultur, die die Herren Ramek und Stresemann verbindet, aber schon nicht den geringsten Anteil habe. Die ihnen anvertrauten Nationen mögen im Hinblick auf die jovialen und fidelen Biergesichter, die ihnen da in den illustrierten Blättern geboten werden, meinewegen und solange sie wollen nicht untergehen — ich fühle mich in Dantes sämtlichen Höllenkreisen wohler als auf dieser letternschwarzen Erde, wo doch nichts wirklich ist als die Lüge.

---

## Ein Sammler

Dank gegen Haus Österreich ist Saltens Sache nun nicht.  
Da er einer ist,

der in allem Geschehen das Walten tiefer Gesetzmäßigkeit erkennt  
und verehrt

und als feuilletonistischer Hofeinspanier ausgedient hat:

So wirkt es zugleich wunderbar und selbstverständlich,  
Masaryk jetzt in den kaiserlichen Gemächern des Hradschin zu  
sehen, als Präsidenten der tschechoslowakischen Republik.

Um sich davon zu überzeugen, hatte er angesucht, von Masaryk  
empfangen zu werden, von dem er seit jeher den Eindruck  
hatte, daß er »ein bedeutender Mensch sei«, von einer »selbst-  
verständlichen Bereitschaft, für seine Überzeugung alles zu  
wagen«.

Während des unglückseligen Krieges wuchs seine Mission, stieg sein  
Wagemut ins Heroische.

Was Salten natürlich schon damals auszusprechen gewagt  
hätte, wenn ihn nicht anderweitiger Heroendienst davon  
abgehalten hätte. Und jetzt erwachen Erinnerungen in ihm  
an die Zeit, da er wie's Kind im Erzhaus war. Masaryk bemerkt  
nämlich, es habe in der ganzen Burg kein Bad gegeben. Wem  
sagen Sie das!, führt Salten, der das kennt:

Und die Mitteilung, auch in der Wiener Hofburg hätten Badezimmer  
die längste Zeit gefehlt, nimmt er mit einem Lachen entgegen.

Da aber der Präsident »den Blick gewahrt«, mit dem ~~er~~ die vielen  
alten Porträts streift, sagt er:

»Na ja . . . das sind die Habsburger, die Kaiser und Könige!«

Ohne Spott, höchstens mit »ein wenig, ein ganz klein wenig  
Humor«. Immerhin. »Aber es macht nur ein' Bremsler, 's ist  
gleich vorbei«, sagt Nestroys Leim, dem seine Peppi eingefallen  
ist. Hin ist hin.

Die Politik hatte mich nicht hergeführt. Wozu von ihr reden? Um  
das Gespräch dann als Interview in die Zeitung zu bringen? Das ist  
Sache der Politiker. Und ich bin keiner. Nicht einmal daran  
habe ich gedacht, daß ich diese Zeilen hier  
schreiben werde.

107

H. Salten  
der Sammler

72

72

Erst beim Weggehen: halt, wie wär's —? Aber bis dahin keine Ahnung hat er gehabt! »Nur der Wunsch, einen großen Menschen wieder zu sehen«, hatte ihn hingetrieben. Auch seine Vorliebe für alles Brausende hatte ihn zu dem Manne geführt, der auf dem Hradschin unter einem Jubel eingezogen ist, der an Saltens stärkste Erlebnisse aus den Zeiten der Kaiserparaden erinnert. Und da stellte sich überdies noch heraus, daß Masaryk ein weises Lächeln hat, und sooft sein Mund zu diesem sich öffnet,

H Köppner  
 → miry  
 L. ...  
 Jürgen,  
 12

zeigen die Lippen unter dem weißen Schnurrbart die großen Zähne, die gesund und fest beisammenstehen, wie im Gebiß eines Jünglings. Eine ganz analoge Beobachtung dürfte Salten, wenn mich nicht alles an ihm trägt, auch in der Monarchie gemacht haben und zwar sowohl an Wilhelm wie an Franz Joseph. Man muß sich in die Zeitläufte schicken.

Gewiß, das Wirken Masaryks hat mit dazu beigetragen, daß die habsburgische Doppelmonarchie so arg zerrissen wurde.

Aber was soll man machen? Salten glaubt nun einmal an die tiefe Gesetzmäßigkeit allen Geschehens, jeglichen Wandels und jeden Umsturzes.

Es muß sein, akkurat wie im August 1914.

Daß in der Czechoslovakei den Deutschen Unrecht widerfährt, ist mir natürlich bekannt, ist mir schmerzlich

und obgleich es ihm also stachelgrün aufliegt:

Wie sollte ich mich davon abhalten lassen, Masaryk hochzuschätzen? Ich bin ein Sucher, ein Sammler besonderer, seltener, kostbarer Menschenexemplare.

Solche Passionen kann sich ~~ein~~ Masaryk bei der Gewährung von Audienzen/nicht leisten. Aber da in seiner Gestalt wirklich einmal ein Wunder der Weltgeschichte vollzogen scheint, nämlich die Verbindung von Staatsmann und Ehrenmann, so ist zu hoffen, daß er sich ein nächstes Mal widerstandsfähiger zeigen und der Sammlung des Herrn Saltens entziehen wird. In diese war vorher ein Menschenexemplar aufgenommen worden, das er vermutlich für noch kostbarer hält, nämlich der Herr Castiglioni, der ja auch selbst ein Sucher, ein Sammler ist. Und gleich Masaryk ein »bedeutender Mensch«. Die Würdigung dieses Exemplars durch Salten ist von Großmann gedruckt und

1. Oktober

Kallos k' apellos

von Bekessy nachgedruckt worden, also trifft man drei Fliegen mit einem Schlag, ~~die~~ auf einem ~~wenig~~ schon etwas altbackenen Kuchen Platz genommen haben. Doch einen tüchtigen Sammler sicht das nicht an.

Castiglioni bleibt jetzt, da er aufgehört hat, ein Krösus zu sein, im Grunde, was er immer war, ein wertvoller Mensch.

Begeisterungsfähig, taktvoll, bescheiden, edel, hilfreich und gut, mit einem Wort kalloskagathos.

Er hat nicht bloß Einfälle, sondern auch Gedanken, und das bedeutet unter Umständen mehr und Höheres, wenn es gleich für gewöhnlich nicht so viel Geld einbringt wie das Einfälle-haben.

~~Ja so ein armer Teufel, früher hat er Einfälle gehabt, jetzt nur Gedanken.~~ Aber er ist ein bedeutender Mensch

egal, ob er nun reich oder mittellos wäre.

Ganz so egal dürfte das freilich / nicht sein, da wohl im Fall der Mittellosigkeit sein Wert von der Presse nicht so auf den ersten Griff erkannt worden wäre. Ob Castiglioni in den Augen Saltens ein bedeutenderer Mensch ist als Masaryk, erfahren wir nicht. Kein Zweifel aber wird darüber bestehen, daß sein Badezimmer noch heute bedeutender ~~sein dürfte~~ als das Masaryks, welches zu schauen und mit kaiserlichem Maß zu messen Salten gewährt war. Freilich, die tiefe Gesetzmäßigkeit jeglichen Wandels und jeden Umsturzes, die sich auch an Castiglioni bewährt hat, dürfte es unmöglich gemacht haben, daß dieser bedeutende Mensch noch heute mit einer marmornen Badewanne reist, und ihn darauf angewiesen haben, zu Hause in Marmor zu baden. Ein Monstrum imperialistischen Prunkes, wie es weder je einem Potentaten seit Nero noch dem Präsidenten der tschechoslowakischen Republik nachgerühmt ward und eben nur von der Bahnverwaltung einer in Schieberehrfurcht ersterbenden österreichischen Demokratie geduldet werden konnte, dürfte wohl nicht mehr vorhanden sein!

Man meldet aus Arad In der hiesigen Waggonfabrik »Astra«, deren Präsident der Wiener Finanzmann Camillo Castiglioni ist, wurde kürzlich nach 1 1/2 jähriger Arbeit der neue Salonwagen Castiglionis fertiggestellt. Der achtsichtige Waggon ist 28 Meter lang und enthält drei Räume, und zwar ein Empfangs-, ein Arbeits- und ein Schlafzimmer nebst Badekabine. Das Mobilar besteht aus Zedern- und

II T k' a

H Offener, weil die  
Sonderheit, die er hat,  
wird so zollfrei (im  
die Einfälle, die er  
abdrucken mit ihm.

→ 3

H 3/4

16/  
L. ~~W~~ ~~aus~~ ~~einmal~~;

H 3

1ia

H 4

*Zürich auf. wofür?*  
*hochlauf!*

*Wm*

Schinkensmell, eine Käsesmell, eine Orange, durststillende Bonbons, eine Tafel Schweizer Milkschokolade und einen Trinkbecher. Jeder Teilnehmer erhält außerdem bei der Vormittagsrast einen Becher voll von dem bekannten italienischen Rotwein Chianti Ruffino.

Wie dieser Bekessy doch den Geschmack seiner Leser kennt. Welcher Publizist vor ihm wäre auf die Idee verfallen, den Leuten, die vor der Fülle des Gebotenen ohnehin mit offenem Maul dastehn, noch je eine Schinkensmell zu bieten. Das ist ja der Stachel im Herzen der alten Preßkorruption, daß hier zum erstenmal die Vereinigung des Geisteslebens mit anderen lebenswichtigen Betrieben vollzogen ist. Die Lektüre selbst, durch Anschauungsunterricht erleichtert, ist in der Hauptsache von den Schilderungen ausgefüllt, wie die Leute geknutsch und gefressen haben. Unbegreiflich bleibt nur, wie lange der maître de plaisir zögert, Führungen in Bordelle zu veranstalten, für die ja die Teilnehmer gleichfalls mit allem Nötigen versorgt werden könnten und bei denen gewiß auch manch einer die Frage am Herzen hätte: »Wie können Sie das alles um diesen Preis leisten?«

**»Der Wettergott hatte es diesmal auf uns abgesehen«**

denn die Sonne »blinzelte« nur, als sie der Tafel »Ausflug der Bühne« ansichtig wurde. Bereit, es an den Tag zu bringen, kann sie sich mit der neuen Einrichtung nicht befreunden. Das ficht freilich die kleine Schar der Getreuen nicht an, die sich zu entschädigen wußte:

Das reservierte Coupé beherbergte lustige Leute, die sich ohne viel Federlesens über das Frühstückpaket her machten.

Infolgedessen heiterte sich auch das Wetter auf, man »ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen«, was ihr wohl getan haben muß, »man lief und tollte durch die Wiesen«, und wäre der Herausgeber dabei gewesen, so hätte man Fangerl gespielt. Kaum war aber der Humor in seine Rechte getreten, regnete es wieder ausgesprochen.

Schade, daß wir diesmal vom Wettergott im Stich gelassen wurden.

Umso bedauerlicher, als es vielleicht der letzte Ausflug war.

### Gleichberechtigung vor dem heiligen Ulrich

den »anzurufen« bisher das humorige Vorrecht deutscher Seefahrer war, erscheint durch die Hakoah erstritten, die beim Wettkampf mit anderen Körperschaften im Sieg wie in der Übergabe dem Vollklang ihres Namens gerecht wird. Das Heroentum des Fußballs ist längst keine gojische Angelegenheit mehr und da ein Zeitalter, dem die animalia nicht nur nicht turpia, sondern geradezu honesta sind, jedweder Art von körperlicher Verrichtung sympathisch gegenübersteht, so ist es schon begreiflich, daß man mit einer gewissen Spannung die Berichte verfolgt hat, wie eine sonst erprobte Mannschaft den Stürmen der Überfahrt erlag. Der auf dem Festland zurückbleibende Zeitungsleser kann sich an den Schilderungen der reichen Mahlzeiten auf hoher See nicht satt lesen, aber es stellt sich heraus, daß er damit nur die Schadenfreude an den unausbleiblichen Folgen nährt, und die Belustigung über das Vomieren ist den Nationen so gemeinsam wie der Zustand selbst, den die Natur vorgesehen hat, um den Unbeteiligten durch ein Überlegenheitsgefühl zu entschädigen. Hätte sie es so eingerichtet, daß auch die Zeitungsleser, denen diese Dinge beschrieben werden, sich übergeben, so wäre das Leben gar zu monoton. Wer sich indes noch an das Heldengedicht erinnert, in welchem die Neue Freie Presse einst die Nahrungsaufnahme, die Verdauung und insbesondere die Seekrankheit sämtlicher Mitglieder des Männergesangvereins geschildert hat, der wird der neuen Journalistik, die den Amerikafahrern der andern Konfession die gleiche Aufmerksamkeit erweist, das Lob nicht versagen können, daß sie, mit der Ausgelassenheit aller Reibsackl-Töne und mit allen Motiven der Toilette, an eine große Tradition anknüpft. Man lese nur, wie da an einer Stelle, wo auch sonst geschrieben wie gespießen wird, einer dieser Seefahrer ausschweift:

— — Abends nahmen wir das erste Essen am Schiff. Wir aßen vier Stunden lang, die unmöglichsten Speisen, die wunderlichsten Seetiere, die exzentrischesten Gemüsespezialitäten. Nach dem Essen begab man sich in den Spielsaal, wo tarockiert wurde. Einige leibhaftige Amerikaner wurden in die Mysterien dieses spezifisch wienerischen Kartenspiels eingeweiht. — —

Wegner II flirtet mit einer Engländerin, Gold nimmt Drucker und Nemes das Geld beim Domino ab. Um 12 Uhr geht alles ins Bett. Alles ist noch gesund. Am Morgen des zweiten Tages verspätet sich die ganze Gesellschaft zum Frühstück.

Jetzt setzt der eigentliche Humor ein. Gleich wird's herauskommen.

Um 9 Uhr soll alles gegessen haben. Da nimmt man nur drei Mahlzeiten ein. Frühstück um 9 Uhr, Mittagmahl 1 Uhr, Nachtmahl 7 Uhr. Die letzte Mahlzeit ist die ausgiebigste. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht,

unser braver Grünfeld sei das erste Opfer  
der Seekrankheit

geworden.

Fett gedruckt, eingezogen, man sieht den Grünfeld förmlich in der Kajüte liegen. erinnert man sich noch, wie der Bahnbrecher von anno dazumal verherrlicht wurde?

»Der erste Seekranke war Herr Sild schon in den ersten Tagen der Reise und laboriert seither noch immer daran.«

Grünfeld scheint sich den Ovationen entzogen zu haben.

Er leugnet zwar, wir glauben ihm aber nicht. Am zweiten Tag ist die See bewegt.

Aha!

Von unserer Expedition, die aus einundzwanzig Leuten besteht, kamen nur mehr zehn zum Essen. Am Abend gar nur sechs. Die Seekrankheit wüthet unter den Hakoahnern. Gegen diesen Sturm kann auch der Hakoah-Sturm nichts ausrichten, geschweige denn die Verteidigung. — —

Am dritten Tag sind wir schon alle seekrank. Krausz geht es so schlecht, daß er sein Lager ständig an der Schiffsbarriere aufgeschlagen hat. Sitzungen werden abgehalten, zwecks Bekämpfung dieses Übels. Doch wir können zu keinem Resultat gelangen. Zeitweilig stehen alle einundzwanzig Mann an der Barriere. Halt, nur zwanzig, denn Scheuer liegt den ganzen Tag in seiner Kabine, wo er Kolumbus inbrünstigst verflucht.

Anstatt zum heiligen Ulrich zu beten; die Juden können sich eben doch nicht so schnell hineinfinden.

Die Seefestesten unter uns sind noch: Gutmann, Drucker, Grünwald, Schwarz und die beiden Doktoren. — —

Die Liste der Ua-Bemerkten — nomen est abdomen — wird fortgesetzt:

Dr. Rosenfeld ist unter die Seekranken gegangen. Pollak rennt tagaus tagein das Schiff entlang

aber aus andern Gründen, es ist keine Privat-, sondern eine Familienangelegenheit:

zeigt jedermann, ob fremd oder bekannt, das Bild seiner Frau und seines Kindes: »Ist sie nicht süß, nicht goldig?« Schönfeld ist nicht in bester Laune. Wegner I erklärt nach noch zwei solchen Tagen in Agonie zu verfallen. Fabian hält fest seinen Magen. Gutmann, Drucker und Schwarz sind noch die einzig Überlebenden. Dr. Felix hat sein »Essen für vier« eingestellt. — —

Jener Fabian (der festhält seinen Magen) könnte wie er leibt und lebt die Amerikareise des Männergesangvereins mitgemacht haben. Pollak wäre aufgefallen. Der Ausruf: »Das heutige Tagblatt möcht i haben!« ist nicht vernommen worden, auch nicht mit der Variante »Die heutige Morgenzeitung«. Die Frage: »Bitt schön, wie komm i denn auf den Franziskanerplatz?« ist nicht gestellt worden, auch nicht mit entsprechender Berücksichtigung des Morzinplatzes. Sonst aber ist jede Nuancé des Humors von damals <sup>o</sup>vertreten und man hat den Eindruck, daß jene unvergeßliche Amerikafahrt der Bodenständigen (und darum von Natur nicht Seefesten), den Bedürfnissen der Zeit entsprechend, einfach ins Jüdische übersetzt wurde. Man mag aber auch erkennen, wie hinfällig aller Glaube an die Gegensätzlichkeit der Menschenrassen ist, von nichts gestützt als von der politischen Phrase. Die wahre bürgerliche Geistigkeit, die sich in den Belangen der Verdauung betätigt und sich schon bei der bloßen Vorstellung dieser Angelegenheiten als Humor entleert, eint sie alle vor der Barriere.

---

### Wie man's macht, ist's nicht recht

»Ein ganzes Heft über Shakespeare und kein Wort von dem, was er vorausgewußt hat!«

»Ein ganzes Heft über das, was er vorausgewußt hat, und kein Wort von Shakespeare!«

---

### Versagen eines Hausmittels

#### Entführung einer Siebzehnjährigen.

Der Sachverhalt ist folgender: — — Erst gegen halb acht Uhr abends kam das Mädchen auffallend verwirrt und verlegen heim. Vom Vater ins Gebet genommen, gestand es, daß es von einem Wiener Bankbeamten, den es gelegentlich eines Besuches in Wien kennen gelernt habe, hätte entführt werden sollen. In der Erwartung, die Eltern nicht daheim zu finden, hat die Gymnasiastin die Heimkehr mit Absicht verzögert, um ihre Sachen zusammenzupacken und sofort aus der Wohnung verschwinden zu können. Der Vater züchtigte das Mädchen und ließ es, um sein Ehrgefühl zu erwecken, für diese Nacht in der Küche schlafen. Als aber die Eltern am kommenden Morgen erwachten, war die Tochter verschwunden.

### Da steh' ich nun, ich armer Tor!

Im Volkstheater aber geht der Vorhang auf, und es sitzt ein alter Herr bei schlecht beleuchtetem Pult und deklamiert: »Habe nun, ach, Philosophie«, ohne daß jemand wüßte, warum er das just dem Publikum erzählt . . . Und warum bei solch trockenem Wetter, plötzlich der »erflehte Geist« um den »Faust« schwebt, ein Geist freilich, der sofort seine Theaterkunst verrät, indem er fälschlich deklamiert: »Du gleichst dem Geist, den du begreifst« (statt daß er schauernd sagte: »Den du begreifst«). Begreifen sie überhaupt? Beide begreifen nicht!

Und Herr Liebstöckl? Begreift er, daß er den Vers nicht begriffen hat und mit seiner öden Betonung nur dann recht hätte, wenn er nicht lautete: »Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!«, sondern »... nicht ich!« Sonst könnte der Geist wirklich nur schauernd sagen: »den du begreifst«. Natürlich wären (was aber weder jener noch der Schauspieler begreifen und treffen würde) beide Worte zu betonen, das heißt: das zweite zu betonen und das erste nicht unbetont zu lassen. Dem äußeren Sinn der Stelle genügt aber der Schauspieler mit der ausschließlichen Betonung des zweiten, und »fälschlich« hat nicht dieser deklamiert, sondern Herr Liebstöckl kritisiert. Etwas nicht begreifen, ist schließlich jedermanns Recht, aber einem andern daraus einen Vorwurf/machen ist das Vorrecht des Kritikers.

Herr Liebstöckl hätte besser getan, sich mit der Zitierung von »Habe nun, ach! Philosophie« zu begnügen. Diese Stelle kennt er gründlich, bis zu den Worten: »heiße Doktor gar«.

### Maximen und Reflexionen

Von wem sind doch diese vielsagenden Sätze, die jetzt unter so einprägsamen Titeln erscheinen wie: »Ein kleines bißchen«, »Komische Übersetzung«, »Frau Hagen«, »Die brave Minna«, »Einer noch«. Zum Beispiel:

#### Pietät des Spielplanes

Weil Lessings Lustspiel das erste Klassikerwerk gewesen ist, das im Burgtheater gespielt wurde, darum jetzt, nach 150 Jahren: »Minna von Barnhelm.« Das ist ein guter Grund. Also still! Keine Auseinandersetzung. Besonders nicht am hohen Feiertag des Burgtheaters.

Also Ruhe! Oder:

Wo bleibt Er?

Diesem Theater, an das so viel Hoffen, so viel Erwarten und so hoher Anspruch, berechtigterweise, geknüpft ist, fehlt es gewiß nicht an guten Regisseuren. Gewiß nicht.

— — Allein dieses Theater ist für Ihn errichtet worden. Er könnte es zur führenden Bühne erheben. Er hat die Schauspieler, Er hat die Regisseure, die neben Ihm Wertvolles zu geben imstande sind. Neben Ihm. Aber doch, wie dieses Theater nun einmal gegründet wurde, nicht ohne Ihn! Wo bleibt Er?

Seine Antwort kennen wir. Allein das ist keine ausreichende Antwort.

Es genügt nicht, wenn Er ein- oder zweimal während der Saison für ein paar Wochen herkommt.

Einstweilen soll nicht mehr darüber gesagt werden. Das aber muß, jetzt, im April, gesagt werden: es genügt nicht.

Es genügt wirklich nicht.

Also wirklich, es genügt nicht. Besonders wenn man bedenkt, wie viel für so eine Zeile gezahlt wird und wie viel Arbeitslose es gibt, die aus nützlichen Berufen auf die Straße geworfen wurden.

**Pretiosen**

Herr Stefan Zweig, heute einer der repräsentativen Schmuser der europäischen Kultur, würde es mir unmöglich machen, in der Seichtheit seiner tiefen Sätze nicht zu versinken, wenn ich mir in mühevoller Praxis nicht doch eine gewisse Resistenz erworben hätte, um mir's an der Stelle genügen zu lassen, auf die mein Blick gerade fällt.

Dreißig, ja vierzig Jahre übt und vertieft Sigmund Freud seine Methode und hätte er die tausend und aber tausend Beichten der ihm anvertrauten Seelen in der Schrift festgehalten, es gäbe kein Buch der Weltliteratur, das ihm dokumentarisch gleiche.

Hier kann man nur sagen: Aufgewachsen bei Opitz! Daß »gleichen« schwachförmig gebraucht wird, dürfte seit eines Olim Zeiten, der die Welt noch ohne Neue Freie Presse geschaut hat, nicht der Fall und selbst damals nicht üblich gewesen sein. Es kann hier aber auch ein solcher Hang nach sprachlichen Pretiosen mitgespielt haben, der nicht die abgestorbene Form ergreift, sondern eine vorhandene, wengleich seltene, in ihrer Bedeutung mißversteht und für was Kostbares hält. Dann wäre Herrn Zweig dasselbe passiert wie Herrn Salten, der auf einmal »schweigete«, weil er diese Form in einer Auslage gesehen hatte, ohne zu wissen, daß sie so viel bedeutet als: schweigen machen, beschwichtigen, also die Tätigkeit, die man gegenüber Schwätzern anwendet. »Gleichen« (gleichete, gegleicht) ist ein eben solches Faktitivum wie schweigen (schweigete, geschweigt) und bedeutet — im Gegensatz zu »gleichen, glich, geglichen« = gleich sein — so viel als gleich machen, glätten, in Übereinstimmung bringen. Eher kann das Faktitivum »schweigen« stark abgewandelt werden (ich schwieg ihn), als schweigen im Sinn von »nicht sprechen« schwach. Und das Faktitivum »gleichen« hat in Zusammensetzungen durchaus die starke Abwandlung, so daß die Tätigkeit des Gleichmachens dann nicht anders konstruiert wird als die Eigenschaft des Gleichseins. Es wird also »verglichen«: wenn ich nicht eine Sache als solche gleich mache (glätte) oder reale Dinge in Übereinstimmung bringe (Münzen, Gewichte), sondern wenn ich eine Sache einer andern gleich stelle oder sie an ihr messe;

doch kann sie auch als solche »beglichen« oder »ausgeglichen« werden (wobei allerdings mit einer vorgestellten Forderung oder Rechnung verglichen wird). Nur im rein mechanischen Sinn wird etwas »gegleicht«; aber selbst da »angeglichen«. Herr Zweig hat also irgendwo »gleichte« in der selteneren Bedeutung gefunden und diese mißverstanden, oder vielleicht doch die abgestorbene, niemals lebendige Form für seinen reporterhaft normalen Sinn gewählt. Jedenfalls gedachte er sich mit etwas Kostbarem zu schmücken. — Diese Beobachtung ist natürlich nur eine Kleinigkeit, eine von jenen, mit welchen ich mich abgebe; aber sie scheint doch hinreichend Raum zu gewähren, um in ihr das Format eines Kulturessayisten unterzubringen. Wenn so einer hinschreibt, daß einem Buch keines der Weltliteratur »gleichte«, so glaubt er schon mit einem Fuß in ihr zu sein. Aus der wievielten Hand jedoch selbst die scheinbar korrekten Fügungen ihm zugekommen sind, läßt sich leider nie feststellen. Meiner Methode genügt ein Zweig, um einen Wald von Federn zu sehen, die da vorgearbeitet haben. Aber das ist es eben, was der Zeitungsleser braucht. Die Bourgeoisie zwischen Berlin und Wien sieht sich durch die Emil Ludwig und Stefan Zweig mit der denkbar größten Zeitersparnis in die Weltliteratur eingeführt, und die Folge ist, daß solche Leute dann für Paris und London selbst schon zu ihr gehören. Sie machen dem Leser die Lücke, aus der seine Bildung besteht, wohnlich und behaglich, schmücken sie mit Urväter Hausrat, neuzeitlichem Zierrat und sonstigem Unrat, und heben den Zeitgenossen liftartig auf ein Niveau, das er unten nur zu betreten braucht, um oben zu sein. Der Lift war auch nicht immer oben, aber es gelingt ihm immer wieder, und technische Hindernisse sind unschwer ausgeglichen.

### Schreibmaschine, Sekretärin und goldener Griffel

— — Der Schein der Schreibtischlampe fiel auf das Gesicht des jungen Dichters, als er sich in dem breiten Sessel zurücklehnte. Nämlich der Herr Bronnen.

— — Eine Geste begleitet die letzten Worte des Dichters, so als wollte er sagen: erreicht habe ich damit noch nichts, das Letzte, noch nicht das, was ich erreichen will und muß. Immerhin — —

Was will er denn erreichen?

Er schreibe direkt in die Maschine hinein, ganz intuitiv, benutze nie den Federhalter. Brecht dagegen, mit dem er befreundet ist, diktiere alle Arbeiten einer Sekretärin.

Ich dagegen habe seit dreißig Jahren den Federhalter nicht einmal gegen einen andern umgetauscht. Also freuen wir uns, daß Deutschland etc. Aber eine Frage wird doch gestattet sein: Wozu haben die Herren dann überhaupt einen Schreibtisch? Wenn nämlich die andere Frage an den Dichter üblich wird: Was haben Sie jetzt auf der Maschine oder unter der Sekretärin? Item:

Eines läßt sich feststellen, und das trifft nicht allein auf Bronnen zu: diese Dichtergeneration, die noch im Wachsen ist und um Anerkennung ringt, hat eine ganz andere Einstellung zu der Welt und den Dingen als alle anderen Dichter unserer Zeit. Sie sehen die Geschehnisse der Welt schicksalshafter und weiter an. Ob ihre Anschauung die richtige ist, das allerdings werden sie und auch wir kaum ermessen können, sondern das wird die Geschichte lehren, die den Namen der wirklich Großen mit goldenem Griffel in ihr Buch schreibt und den kommenden Generationen übermittelt.

Es ist ein Glück, daß die Geschichte noch mit dem goldenen Griffel schreibt. Solange sie nicht direkt in die Maschine schreibt oder einer Sekretärin diktiert, kann ich den Herren Bronnen und Brecht mit meinem Federhalter mein Ehrenwort geben, daß sie in ihrem Buch nicht vorkommen werden.

**Schon damals!**

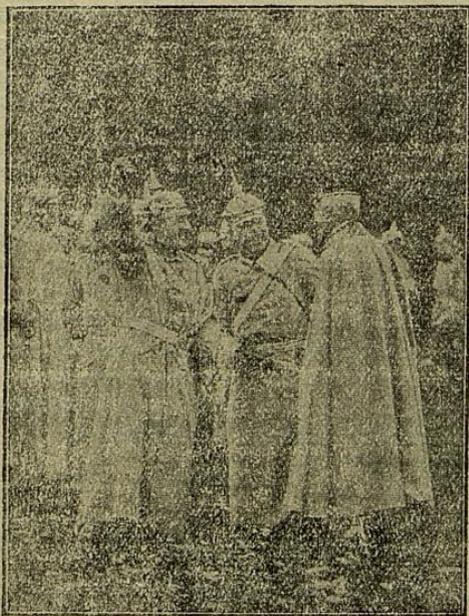
Aus der deutschen Musikzeitschrift 'Die Musik':

Seitdem Marchettus von Padua um 1300 die Einführung chromatischer Töne gelehrt und durchgeführt hatte und die Chromatik von Komponisten des 16. Jahrhunderts, wie beispielsweise Cipriano de Rore, künstlerisch vertieft und ausgebaut war, gerieten die Kirchentöne stark ins Hintertreffen . . . .

Das änderte sich erst wieder, als man Kanonen aus Kirchenglocken machte.

### Eine schöne Erinnerung

auf der das deutsche Auge wohlgefällig ruht, erscheint jetzt in einem deutschen Buch, von einem Geheimen Rat und einem offenen General der Infanterie, betitelt »Der deutsche Kronprinz, ein Stück Weltgeschehen«, angekündigt als »das Buch des ehrlichen Historikers und des unbestechlichen Militärs, ein Buch für Wahrheit und Wahrhaftigkeit«:



Der Kaiser, Fürst Fürstenberg und  
der österr.-ung. Militärbevollmächtigte im Manöver

Es dröhnt von der Lachsalve. Links das gekrönte Monstrum, das sein eigener Hofnarr war; in seiner Stimme wiehert ein Schlachtroß, heult ein Werwolf. In der Mitte der liebe Schneck von Donau-  
eschingen, von der Quelle des Nibelungenstroms: die beiden Schultern verbindend. Rechts der eo ipso verbindliche Rücken

des k. k. Feschaks. Offenbar erzählt er einen Mikosch-Witz, wie ihn die Majestät geliebt hat und wofür sie zärtliche Fußstritte zu verabreichen pflegte. Schon im Manöver war's also zum Schießen. Im Weltkrieg haben sie sich dann totgelacht.

### Magie der Lettern

Die Wirklichkeit, die der Journalismus unterschiebt und erschafft, phantasieabschnürend und männermordend, lebt und breitet sich aus, auf nichts gestützt als auf die Anweisung, für ein Nichts von Meinung fette Lettern zu verwenden. Der Setzer hat es in der Hand, unser Denken so zu bannen, daß nichts entstehen kann, was wertvoller wäre als dieser ganze Plunder einer vorgetäuschten Wirklichkeit. »Ramek in Berlin« — ist es nicht, als ob nun die große Schicksalswende, die des Anschlusses eingetreten wäre, die ja vermutlich auch nur eine Phrase sein dürfte, während in Wahrheit kein Hund vom heimatischen Herd gelockt wird? Der Blick fällt auf eine dieser Fensterhuren der öffentlichen Meinung, die jetzt des Abends ihr Unwesen treiben und durch die Reize von Politik und Nachtlokal ihre Anziehung ausüben. 6 Uhr — was gibt's denn heut für eine Sensation? In fetten Lettern:

Niemals aber wird das Volk Deutsch-österreichs irgendeine Politik dulden, die auch nur im entferntesten den Anschein hervorrufen könnte, als wäre sie eventuell gegen das deutsche Volk gerichtet.

Ganz einverstanden. Doch wenn's Herr Ramek selbst erklärt hätte, wär's noch immer nicht so erschütternd, um auch nur der allerkleinsten Lettern zu bedürfen. Wer aber sagt es?

Der »Vorwärts« meint . . .

Man möchte doch glauben, daß das, was der »Vorwärts« meint oder vielmehr der Herr Soundso, der dafür besoldet wird, eine Meinung zu haben, die nicht einmal eine Privatangelegenheit ist, schon in einem gewissen Mißverhältnis zu der Vorstellung stehen dürfte, daß da ein Berliner Setzer manipulieren muß, um sie

ändern Kleinbürgern mitzuteilen, die darauf ebenso pusten wie er und der Herr, der meint. Aber auf dem Weg nach Wien wächst es zur balkendicken Sensation. Der gesättigte Blick schweift in die nächste Kolumne, aus der ihn die fetten Worte anspringen:

die beiden deutschen Staaten Europas  
verbunden bleiben durch gemeinsames  
Volkstum, gemeinsame Kultur, gemein-  
same geschichtliche Vergangenheit.

Bin beruhigt. Und wem verdanke ich dies Bewußtsein? Hat eines der Staatsmännlein, die sich da auf Völkerunkosten zu Gastereien zusammenfinden, hat eines dieser Parvenugehirne, von denen ein Dutzend in einem ministeriellen Hohlkopf des alten Regimes Platz hätte, die bindende Zusage gemacht? Das kann ja einander nur begegnen, um das, was die letzten Stamm-tische der beiden Reiche geistig ausgekotzt haben, wieder in den Mund zu nehmen. Aber nein, keine der Persönlichkeiten, von denen sich regieren zu lassen im Grunde ein Hauptjux ist, hat sich die fetten Lettern verdient, sondern:

Der »Börsenkurier« schreibt . . .

Parturit ridiculus mus, nascentur montes: aus Titel und Tonfall ersteht die Welt, und geht zugrunde, denn Lettern werden zu Blei. Ist es nicht die eigentliche Tragödie der Zeit, daß ihre Mitwirkenden in dem Maße an ihr unbeteiligt sind, als ihre Zuschauer beteiligt? Daß dieser Riesenapparat nichts als das Nichterlebnis, den Unglauben, den Selbstwegwurf seiner Bedienten braucht, das völlige Stachelgrün der Gesinnung, um Erlebnis, Bekenntnis, Tat und Tod zu bewirken? Zum Glück fährt es wie ein erfrischender Hauch von Wirklichkeit in diese verstunkenen Kolumnen, denn siehe, mitten im politischen Text behauptet ein Nachtkaffee, es sei nicht nur künstlerisch ausgestattet, sondern auch

durch Frischluft-Zufuhr vollständig rauchfrei

leider nicht ohne dafür

sämtliche in- und ausländische Zeitungen

zu bieten, in denen mit den fettesten Lettern verzeichnet stehen dürfte, was die Herren Ramek und Stresemann einander zu sagen haben. Was mich persönlich betrifft, der in diesen Belangen

— 61 —

freilich nicht maßgebend ist, indem er ja doch nur niederreißen und nicht ausbauen und vertiefen kann — so erkläre ich, daß ich an der gemeinsamen Kultur, die die Herren Ramek und Stresemann verbindet, aber schon nicht den geringsten Anteil habe. Die ihnen anvertrauten Nationen mögen im Hinblick auf die jovialen und fidelen Biergesichter, die ihnen da in den illustrierten Blättern geboten werden, meinewegen und solange sie wollen nicht untergehen — ich fühle mich in Dantes sämtlichen Höllenkreisen wohler als auf dieser letterschwarzen Erde, wo doch nichts wirklich ist als die Lüge.

---

## Ein Sammler

Dank gegen Haus Österreich ist Saltens Sache nun nicht.  
Da er einer ist,

der in allem Geschehen das Walten tiefer Gesetzmäßigkeit erkennt  
und verehrt

und als feuilletonistischer Hofeinspanier ausgedient hat:

So wirkt es zugleich wunderbar und selbstverständlich,  
Masaryk jetzt in den kaiserlichen Gemächern des Hradschin zu  
sehen, als Präsidenten der czechoslowakischen Republik.

Um sich davon zu überzeugen, hatte er angesucht, von Masaryk  
empfangen zu werden, von dem er seit jeher den Eindruck  
hatte, daß er »ein bedeutender Mensch sei«, von einer »selbst-  
verständlichen Bereitschaft, für seine Überzeugung alles zu  
wagen«.

Während des unglückseligen Krieges wuchs seine Mission, stieg sein  
Wagemut ins Heroische.

Was Salten natürlich schon damals auszusprechen gewagt  
hätte, wenn ihn nicht anderweitiger Heroendienst davon  
abgehalten hätte. Und jetzt erwachen Erinnerungen in ihm  
an die Zeit, da er wie's Kind im Erzhaus war. Masaryk bemerkt  
nämlich, es habe in der ganzen Burg kein Bad gegeben. Wem  
sagen Sie das!, fühlt Salten, der das kennt:

Und die Mitteilung, auch in der Wiener Hofburg hätten Badezimmer  
die längste Zeit gefehlt, nimmt er mit einem Lachen entgegen.

Da aber der Präsident »den Blick gewahrt«, mit dem der Kenner  
die vielen alten Porträts streift, sagt er:

»Na ja . . . das sind die Habsburger, die Kaiser und Könige!«

Ohne Spott, höchstens mit »ein wenig, ein ganz klein wenig  
Humor«. Immerhin. »Aber es macht nur ein' Bremsler, 's ist  
gleich vorbei«, sagt Nestroys Leim, dem seine Peppi eingefallen  
ist. Hin ist hin.

Die Politik hatte mich nicht hergeführt. Wozu von ihr reden? Um  
das Gespräch dann als Interview in die Zeitung zu bringen? Das ist  
Sache der Politiker. Und ich bin keiner. Nicht einmal daran  
habe ich gedacht, daß ich diese Zeilen hier  
schreiben werde.

Höchstens beim Weggehen: halt, wie wär's —? Aber bis dahin? Keine Ahnung hat er gehabt! »Nur der Wunsch, einen großen Menschen wieder zu sehen«, hatte ihn hingetrieben. Auch seine Vorliebe für alles Brausende mag ihn zu dem Manne geführt haben, der auf dem Hradschin unter einem Jubel eingezogen ist, der an Saltens stärkste Erlebnisse aus den Zeiten der Kaiserparaden erinnert. Und da stellte sich überdies noch heraus, daß Masaryk ein weises Lächeln hat, und sooft sein Mund zu diesem sich öffnet,

zeigen die Lippen unter dem weißen Schnurrbart die großen Zähne, die gesund und fest beisammenstehen, wie im Gebiß eines Jünglings.

Eine ganz analoge Beobachtung dürfte Salten, wenn mich nicht alles an ihm trägt, auch in der Monarchie gemacht haben und zwar sowohl an Wilhelm wie an Franz Joseph. Man muß sich in die Zeitläufte schicken.

Gewiß, das Wirken Masaryks hat mit dazu beigetragen, daß die habsburgische Doppelmonarchie so arg zerrissen wurde.

Aber was soll man machen? Salten glaubt nun einmal an die tiefe Gesetzmäßigkeit allen Geschehens, jeglichen Wandels und jeden Umsturzes.

Es muß sein, akkurat wie im August 1914.

Daß in der Czechoslovakei den Deutschen Unrecht widerfährt, ist mir natürlich bekannt, ist mir schmerzlich

und obgleich es ihm also stachelgrün aufliegt:

Wie sollte ich mich davon abhalten lassen, Masaryk hochzuschätzen? Ich bin ein Sucher, ein Sammler besonderer, seltener, kostbarer Menschenexemplare.

Solche Passionen kann sich ein Masaryk bei der Gewährung von Audienzen offenbar nicht leisten. Aber da in seiner Gestalt wirklich einmal ein Wunder der Weltgeschichte vollzogen scheint, nämlich die Verbindung von Staatsmann und Ehrenmann, so ist zu hoffen, daß er sich ein nächstes Mal widerstandsfähiger zeigen und der Sammlung des Herrn Salten entziehen wird. In diese war vorher ein Menschenexemplar aufgenommen worden, das er vermutlich für noch kostbarer hält, nämlich der Herr Castiglioni, der ja auch selbst ein Sucher, ein Sammler ist. Und gleich Masaryk ein »bedeutender Mensch«. Die Würdigung dieses Exemplars durch Salten ist von Großmann gedruckt und

von Bekessy nachgedruckt worden, also trifft man drei Fliegen mit einem Schlag, die auf einem schon etwas altbackenen Kuchen Platz genommen haben. Doch einen tüchtigen Sammler ficht das nicht an.

(ahnt nicht!)

Castiglioni bleibt jetzt, da er aufgehört hat, ein Krösus zu sein, im Grunde, was er immer war, ein wertvoller Mensch.

P P

Begeisterungsfähig, taktvoll, bescheiden, edel, hilfreich und gut, mit einem Wort kallos / k'lagathos.

Er hat nicht bloß Einfälle, sondern auch Gedanken, und das bedeutet unter Umständen mehr und Höheres, wenn es gleich für gewöhnlich nicht so viel Geld einbringt wie das Einfälle-haben.

Offenbar, weil die Gedanken, die er hat, nicht so zollfrei sind wie die Einfälle, die er ehemals mitbrachte. Aber er ist ein bedeutender Mensch

egal, ob er nun reich oder mittellos wäre.

Herr bedenkung

Ganz so egal dürfte das wohl nicht sein, da im Fall der Mittellosigkeit sein ~~Wert~~ von der Presse nicht so auf den ersten Griff erkannt worden wäre. Ob Castiglioni in den Augen Saltens ein bedeutenderer Mensch ist als Masaryk, erfahren wir nicht. Kein Zweifel aber wird darüber bestehen, daß sein Badezimmer noch heute bedeutender ist als das Masaryks, welches zu schauen und mit kaiserlichem Maß zu messen Saltens gewährt war. Freilich, die tiefe Gesetzmäßigkeit jeglichen Wandels und jeden Umsturzes, die sich auch an Castiglioni bewährt hat, dürfte es unmöglich gemacht haben, daß dieser bedeutende Mensch noch heute mit einer marmornen Badewanne reist, und ihn darauf angewiesen haben, zu Hause in Marmor zu baden. Ein Monstrum imperialistischen Prunkes, wie es weder je einem Potentaten seit Nero noch dem Präsidenten der tschechoslowakischen Republik nachgerühmt ward und eben nur von der Bahnverwaltung einer in Schieberehrfurcht ersterbenden österreichischen Demokratie geduldet werden konnte, dürfte wohl nicht mehr vorhanden sein. Es war einmal:

In der Arader Waggonfabrik »Astra«, deren Präsident der Wiener Finanzmann Camillo Castiglioni ist, wurde kürzlich nach 1 1/2 jähriger Arbeit der neue Salonwagen Castiglionis fertiggestellt. Der achtachsige Waggon ist 28 Meter lang und enthält drei Räume, und zwar ein Empfangs-, ein Arbeits- und ein Schlafzimmer nebst Badekabine. Das Mobiliar besteht aus Zedern- und

1. 2. 3. 4.

*Immer jetzt  
Dankbarkeit*

— 65 —

*Freitag morgen*

*Abend*

Ebenholz, ebenso die Tafelung des Waggon. Das Badezimmer ist in Marmor gearbeitet und die Badewanne wurde aus einem einzigen Block Marmor hergestellt. Die Selbstkosten der Fabrik bei der Erzeugung dieses Salonwagens betragen 25 Millionen Lei. Der Salonwagen wurde vor drei Tagen nach Budapest überführt, von wo er nach Wien geht. Die Transitgebühren durch Ungarn beliefen sich auf nicht weniger als 40 Millionen ungarische Kronen.

Auf weit mehr die Gebühren für eine Presse, die von solchem Greuel der Zivilisation, das über Millionen von Kriegsleichen fuhr, mit verklärten Augen berichten konnte, und gar die von der Nachkriegswelt bezahlten Gebühren für das Transit einer gloria mundi. Aber wenngleich Phaeton mit seinem Sonnenwagen Pech gehabt hat und beinahe die Erde zugrunde gerichtet hätte, für einen Sammler großer Erlebnisse bleibt's doch eine schöne Erinnerung. Mag Castiglioni auch nicht mehr das sein, was er einmal war, Salten bewahrt ihm die Treue, schildert seine Verdienste um die Verschleppung von Kunstgegenständen nach und aus Österreich und beklagt die Undankbarkeit dieses Landes.

Man blickt ihm nicht ohne Bedauern, nicht ohne Teilnahme und immer noch voll Gespanntheit nach. Er ist einer der interessantesten, produktivsten und—thesten Menschen, welche diese, an bedeutenden Menschenexemplaren so arme Zeit hervorgebracht hat.

Wie der Wiederkehr des Kaisers Rothbart, der aber weit eher vor dem Wiener Landesgericht erscheinen wird, hart Salten der Konsolidierung Castiglioni's und kann sich von der Vorstellung nicht losreißen,

er werde demnächst wieder erscheinen, in der Fülle des Besitzes und gebietend wie je zuvor.

Und zöge er, umbraust vom Jubel, in die Wiener Hofburg ein, so würde es zugleich wunderbar und selbstverständlich wirken.

## Notizen

Daß Arbeiter zum »Autowildling« zu führen ein Verbrechen ist, besagt noch bei weitem nicht, daß es eine Wohltat sei, sie zu »Gabriel Schillings Flucht« zu führen. Es ist wohl die unwirtschaftlichste Station auf Hauptmanns öder Strecke, die von den »Einsamen Menschen« ausgeht, und also die schönste Gelegenheit für kritische Tiefseeforscher wie Herrn O. K. von der Arbeiter-Zeitung, mit dem nie derselben Ansicht zu sein die Landratte freut.

Eines der feinsten psychologischen und zugleich dramaturgisch gut gebauten Stücke Gerhart Hauptmanns, »Gabriel Schillings Flucht« hat nun auch das alte Burgtheater in seinen Spielplan aufgenommen.

Wem außer Herrn O. K. würde es einfallen, das neue und dieses neue Burgtheater »das alte Burgtheater« zu nennen? Er ist unzufrieden mit der szenischen Verwässerung eines Werkes, das aus nichts als Wasser besteht, dem aber nach seinem Gefühl eine »großartige Poesie der pantheistischen Flucht der Persönlichkeit ins All des Meeres innewohnt«, und meint mit Recht, es sei »höchstwahrscheinlich gar kein Bedürfnis, »Gabriel Schillings Flucht« in Wien zu spielen«, ein Werk, das »hier doch nur als mystisch verwässerter Ibsen gewertet werden« könne (als was denn sonst?) und dessen Sinn

den Landratten des Binnenlandes ewig verhohlen bleiben wird, weil es eben zu Wien nicht »wafelt«.

Dafür schwafelt es zu Wien umso mehr, und Hiddensö hat wieder den Nachteil, daß man dort diesen neudeutschen Malermeistern und Bildhauern begegnet, wie dem sexuell ungeborstenen Herrn Maurer und dem problematischen Herrn Schilling, der, selbst halbnackt, seine Sehnsucht in die Worte kleidet: »So was Wildes, Frisches, Tolles, Brausendes, ~~Satz~~haltiges brauche ich! — ein Bad! — Kein Weibergeplärr!« und mit dem Ruf davonstürmt: »Bade mit, Ottfried! Herrlich! Ahoi, ahoi!« (Vorhang). Daß da einem pantheistischen Sozialdemokraten wohlilig werden muß, versteht sich. Aber eine Landratte sein und im Theaterparkett nicht seekrank werden, wäre unbegreiflich.

ll  
✓

S. 62

Zum gut Vergleich: ~~Spurke~~ 191  
erlaubt Freitung  
in organ  
erleben

Hupp

Demselben fällt zu der letzten Spottgeburt eines impotenten Theaters, dem Hamlet im Frack, das Folgende ein:

Selbstverständlich ist das Theater kein historisches Museum, und die ehemalige geschichtliche Meinigerei ist fast auf allen Bühnen längst wohlthätig auf wenige charakteristische Andeutungen abgemildert worden. Wir sind ja auch durchaus gewohnt, uns Hamlets große Monologe, ja ganze Szenen von Rezitatoren im modernen Gesellschaftskleid vortragen zu lassen, sind dabei ganz auf Ton und Gebärde eingestellt und werden durch Smoking, Frack oder Schneiderkleid im Kunstgenuß nicht gestört. So vermochte auch Moissis weicher, in Nervosität vibrierender Hamlet . . . in allen Szenen, wo es sich um das Wesentliche, um das Seelische handelte, das moderne Kleid vergessen zu lassen.

Ich kann nicht leugnen, daß auch ich heuer im Architektensaal den »Hamlet,« und sogar den ganzen, nicht im Kostüm, sondern im Schneiderkleid vorgetragen habe.

Theater der Dichtung, III. Zyklus (Fortsetzung, siehe Nr. 717—723), Beginn der Vorlesungen um 7 Uhr.

Kleiner Konzerthausaal, 6. April:

Blaubart, Operette in 3 Akten (4 Bildern) von Jacques Offenbach, Text nach Meilhac und Halévy von Julius Hopp, bearbeitet vom Vortragenden. [Zur Bearbeitung siehe Nr. 717—723.]

Das Höflingslied des Grafen Oskar (zu drei Strophen des Originals) mit den fünf neuen Zeitstrophen des ersten Vortrags. Wiederholt: das Lied der Boulotte »Ha, wie sie schauen, wie sie gaffen« (in Nr. 717—723, S. 99, Z. 7 v. u. mit »Soll ich, soll ich nicht?« verwechselt), die letzte der Zusatzstrophen des Höflings-Couplets und das Lied des Pagen Urbain (Clementine) auf französisch.

Begleitung: Otto Janowitz (Staatsoper).

Festsaal des Architektenvereines, 9. April:

Anläßlich der Feier des 150jährigen Bestandes des Burgtheaters. Zum ersten Male:

Shakespeare: Macbeth.

Nach Schlegel und Dorothea Tieck übersetzt von Tycho Mommsen, mit einigen textlichen Veränderungen bearbeitet vom Vortragenden.)

(Die erste und die zweite Hexenszene neu geschrieben.

← *Inschrift: Lida Junk.*

Auf dem Programm:



Charlotte Wolter

An die löbl.

Direktion des Burgtheaters

Wien I.

Wie aus Repertoire-Notizen zu entnehmen ist, plant das Burgtheater, in der Reihe der Festspiele zur Feier des 150 jährigen Bestandes am 10. April Shakespeares ›Macbeth‹ aufzuführen.

Herr Karl Kraus hat, bevor ihm dieser Plan bekannt war, auf den 9. April eine Vorlesung des gleichen Werkes, als Abschluß seines III. Zyklus des ›Theaters der Dichtung‹, angesetzt. Da er nun annimmt, daß dieses zufällige, aber günstige Zusammentreffen, den Darstellern der geplanten ›Macbeth‹-Aufführung nicht unwillkommen sein dürfte, so beehre ich mich, denselben, soweit sie nicht durch Spielverpflichtung am Abend des 9. April verhindert wären, Karten in beliebiger Anzahl für den ›Macbeth‹-Vortrag zur Verfügung zu stellen.

Ich ersuche die sehr geehrte Direktion, mir freundlichst bis zum 2. April mit Benützung des beigelegten Kouverts mitteilen zu wollen, wie viele Karten sie beanspruchen würde.

In Erwartung einer gefl. Antwort zeichnet mit

vorzüglichster Hochachtung

Richard Lányi

Das Burgtheater hat von diesem Entgegenkommen keinen Gebrauch gemacht, ohne ein Wort der Ablehnung, des Bedauerns oder Dankes für die doch bekundete Absicht, noch im letzten Augenblick zu helfen. In der Einbildung, nicht nur eine Kunststätte, sondern auch eine Behörde zu sein, benahm es sich nicht anders als ehemals das k. k. Unterrichtsministerium, dem ich die Reparatur des vom Burgtheater beschädigten Lear vor einem Schülerauditorium angeboten hatte. Gleichwohl wird in künstlerischen Dingen immer das größere Vermögen und nicht die größere Unhöflichkeit entscheiden. Jeder gibt was er hat, und wenn ich schon nicht vermöchte, die Burgschauspieler durch einen Ring anzulocken, so bin ich doch überzeugt, daß sie sich zu einem Vortrag des Macbeth durch Herrn Lippowitz drängen würden. Billigerweise muß freilich zugegeben werden, daß es nicht nur zu spät gewesen wäre, sondern daß ich auch bei hinreichender Zeit und in vielen Proben dem Macbeth-Ensemble kaum mehr als die sinngemäße Betonung der schwierigen Verse beigebracht hätte. Immerhin wäre die Teilnahme von Schauspielern an meinen dramatischen Vorlesungen — die »aus eigenen Schriften« meide ich selbst tunlichst — aus dem Grunde nutzbringend, weil sie zur Entmutigung, zum Nachsinnen über eine falsche Berufswahl, ja zur Erkenntnis der Absurdität des ganzen heutigen Theaters beitrüge. An den Darbietungen des »Theaters der Dichtung« vermögen die Kunstfaktoren Wiens nicht anders vorbeizukommen als indem sie ihnen fernbleiben. Denn solches Maß von Unbewegtheit und von Mangel an Scham traue selbst ich ihnen nicht zu, daß sie sich danach noch in den Rollen ihrer Kunstbetätigung und Kunstbeurteilung gefallen könnten und daß es auf Brettern wie in Spalten wie bisher weiterginge. Wenn diese Annahme auf einer übertriebenen Selbsteinschätzung und jener Eitelkeit beruhen sollte, für die hinlängliche Verdachtsgründe vorhanden sind, so bräuchten sie ja nur persönlich sich den Beweis meines Irrtums zu verschaffen. Aber eben die Furcht, daß er ihnen mißlingen könnte und daß mein Größenwahn bloß eine bescheidene Vorstellung des Erlebnisses gewährt hätte, bestimmt sie, diesem in weitem Bogen auszuweichen. Der Unehrllichkeit, sich die Ohren außerhalb des Vortragssaales zu verstopfen, wollen sie sich schuldig machen, denn an Ort und Stelle, das fühlen sie, geriete es ihnen anders. Die Schauspieler könnten von mir viel Schaden profitieren, und das eben möchten sie nicht. Hätte ich

NY

so viel Zeit wie sie, ich wollte mir die Gelegenheit, ihren Macbeth zu hören, schon nicht entgehen lassen. Wie immer aber der Eindruck wäre, ich würde gleichwohl das Burgtheater, dessen Vorzug heute die schlechte Akustik ist, für die erste deutsche Bühne halten, gemessen an dem Zeitvertreib, der sich jetzt in Berliner Bühnenräumen abspielt und der mit einer Darstellung nur noch die lokale Gelegenheit gemein hat. Freilich, Jubiläen zu feiern und die Vergangenheit heraufzubeschwören, ist purer Übermut. Von den 150 Jahren sind 25, in denen die Größe des Burgtheaters im Foyer beruht hat, glatt zu streichen, und über dieses Vakuum führt keine Brücke zur Vorzeit. Selbst die feierliche Schließung käme zu spät.

Der Blick auf die unholde Gegenwart muß zu einem Stück Burgtheatergeschichte zurückkehren, das in einem von der Tagespresse noch nicht einmal erwähnten Buche enthalten ist: »Josef Lewinsky, Fünfzig Jahre Wiener Kunst und Kultur« von Helene Richter (Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien—Leipzig—New York). Ein Buch, das sich den Sonnenthal- und Gabilon-Erinnerungen mit der Gabe lebendigster Darstellung von Zeit und Persönlichkeit anschließt und mit einem im heutigen Wien überraschenden und des vornehmen Gegenstandes würdigen Wortgefühl. Alle, die ihn gekannt, und besonders die ihn nicht gekannt haben, sollten es lesen, um den Weg zu ermessen, der zum Abgrund des Theaterwesens von einem Kulturmilieu führt, worin das Wunder möglich war, daß sittliche Leidenschaft, Kraft des Willens und Wirksamkeit des Geistes der kargen Natur die Potenz zu genialer Schöpfung abrangen, und woraus das Rätsel resultiert, daß dieser Inbegriff der Seelenreinheit in der Kunst der Scheinbarkeit zum vollen Ausdruck gedieh. Das Staunen, daß dieser aus der Einheit sittlichen Wesens und unerbittlichen Kunstverständes gebildete Denker im Element der Bühne gelebt hat und, obschon vielleicht der körperlich geringste, als einer der größten Schauspieler seines gesegneten Zeitalters, wechselt mit der Verwunderung, daß der Reichtum der hundertmal verwandelten Gestalt noch den Schatz eines schriftstellerischen Vermögens übriggelassen hat, der in den Aufsätzen und Tagebüchern geborgen ist und dem keine kritische Leistung von heute zu vergleichen wäre. Wie er die Hoheit des »Lebt wohl!« in der Darstellung durch Anschütz, den großen Augenblick, an den er selbst in seinen besten Zeiten heranreichen mochte, literarisch nachgebildet hat, ist hier einmal zitiert worden. Und wie schön ist, aus seinen schönen Beziehungen zu Otto Ludwig, was er über die letzte Stunde ihres Zusammenseins, über den Abschied von dem Verlöschenden, zu sagen hatte:

Tausend Wünsche drängten sich uns noch auf die Zunge, tausend Hoffnungen wurden lebendig. Die Kinder waren da und er herzte noch mit rührender Zärtlichkeit seine kleine, reizende Cordelia, die an seinem Lager stand. Es liegt immer über seinem ganzen Wesen ein so warmer, goldiger Ton von innigster Liebe zur Herrlichkeit der Welt, zu den Menschen und zu seiner Familie, welcher dieses erhabene Menschenbild göttlich rein und mustergültig in meiner Seele fortleben läßt. In gehobener Stimmung, im durchdringenden Gefühl, was wir einander für alle Zeiten geworden, wie wir auf ewig verbunden, küßten wir uns, und mich mit beiden Händen fassend, sagte er mir Lebewohl. Wir schieden mit innigster Sehnsucht eines raschen Wiedersehens. Die Frau begleitete mich ans Tor, und ich sandte dem Teueren noch tausend Grüße meines wehmutsvollen Herzens. Ich trenne mich von Jahr zu Jahr schwerer von ihm.

Ein Schauspieler. Ob einer der Kollegen, die heute ihren Körper der Empfehlung von Schnaps und Toiletteartikeln darbieten, solches Ausdrucks solcher Gefühle fähig wäre? Der hereinbrechende Geist des Wegwurfs hat, nach dieser für alle Zeiten vorbildlichen Lebens- und Kunstführung, die ehrwürdige Gestalt selbst nicht verschont. Die unbegreifliche Deckung menschlicher und künstlerischer Fülle, vorweg glaubhaft in dem gigantischen Redner, war am Ende jenem Zweifel ausgesetzt, mit dem die Zuchtlosigkeit sich selbst beglaubigt, um in der Region einer niedrigen Natur das ihr Unerreichbare als »epigonisch« abzutun. »Es beginnt hier ein fremdes Geschlecht zu leben«, sagt Lewinsky einmal, und schon 1883 erkennt er, daß das Burgtheater »den Preßbuben« ausgeliefert sei; immer offensiver wendet sich diese Vertretung des Zeitgeistes gegen den, der zeit seines kunstfrommen Daseins keinen Weg zu ihr gesucht hat. In einem herausfordernden Fall, da der Ton von Herrn Bahr und dem zur Zunft gesellten ehemaligen Burgtheaterdirektor angegeben war, tat ich das Meinige zur Abwehr, worüber die Biographie (S. 291) aussagt:

— — Aber konnte man über verschiedene Ansichten verschiedener Meinung sein, so gab es über Burckhards ungebührliche Form nur ein Urteil. Karl Kraus zog ihn dafür in seiner Zeitschrift »Die Fackel« zur Rechenschaft (26. Mai 1902) und druckte später als Genugtung für den gekränkten Meister Stanislaus von Koźmians »Burgtheater 1873« ab, das eine vortreffliche Würdigung Lewinskys enthält. Lewinsky, dem das Heft zufällig in die Hände fällt, erstaunt, seinen Namen in einem Tone der Anerkennung erwähnt zu finden, den er seit Jahren nicht mehr gewohnt wäre (an Karl Kraus, 1. April 1905).

Und an eine andere Adresse schrieb er darüber:

Ich bin eine solche Behandlung von Seite der Presse seit Jahren gewohnt und ahnte gar nicht, daß dieser Ton bemerkt werde.

Nach der Biographie erscheinen Sätze, die er an mich geschrieben hat, »ins Merkbuch« eingetragen. Ein Irrtum ist jedenfalls die Mitteilung, daß die Abwehr der Fackel, die tatsächlich der Kritik Bahrs gegolten hat, durch die seines Freundes angeregt war. Nach Lewinskys Tode waren in der Fackel (Nr. 221, 9. März 1907) vier Briefe von ihm veröffentlicht, von denen zwei sich auf Kürnberger beziehen und die zwei andern, jenes Eintreten betreffend, als ein Kapitel Burgtheatergeschichte wohl wert sind, mit den erläuternden Vorbemerkungen einem in Reminiscenzen völlernden Wien vor die Augen gerückt zu werden:

Ein Teil der Wiener Kritik hatte sich gegen den schon damals leidenden Meister, der in der denkwürdigen »Peer Gynt«-Vorstellung des Akademischen Vereines den Dovre-Alten in der Maske Ibsen's sprach, höchst unanständig benommen. Ich wies (in Nr. 104) die Rüpeleien zurück, in denen die Wiener Literaturkritik — just jene, die jetzt am tiefsten erschüttert tut — gegenüber einem Lewinsky seit dem Tage schwelgte, da dieser, wie ich schrieb, »sich erkühnt hat, die alten Burgtheaterschätze gegen den Einbruch des Vandalen Burckhard zu schützen«. Lewinsky antwortete:

7. Juni 1902.

Hochgeehrter Herr!

Sie haben unlängst eine so wohlwollende Gesinnung für meine Person an den Tag gelegt, daß ich mich veranlaßt fühle, Ihnen bestens zu danken. Übrigens habe auch ich nicht gewußt, daß die Ibsen-Maske im Vaterlande des Dichters bei dieser Rolle angewendet wird; der Gedanke drängte sich mir beim Studium auf, weil mir der Dichter bei dieser Szene so leibhaftig erschien; ich wollte das Publikum nur aufmerksam machen, daß es eigentlich in der Maske des Dovre-Alten den Dichter selber vor sich hat, der ihm so unbequeme Wahrheiten in's Gesicht sagt. Meine Absicht scheint Wenigen verständlich zu sein, aber ich konnte eben nicht anders.

Hochachtungsvoll und dankend

Josef Lewinsky.

Der vierte Brief ist die ergreifende Kundgebung eines Tiefverbitterten, der an seinem Lebensabend die schwere Kränkung erfuhr, daß man in der Burgtheaterkunst dem Gebrüll des Löwen den Brunnstschrei eines Katers vorzog. Selbst echter Burgtheaterton — versunkene Größe ersehnt noch einmal, um zu klagen, daß sie versunken sei —, knüpft das denkwürdige Bekenntnis des alten Mannes an die Publikation der Abhandlung Stanislaus von Koźmians »Burgtheater 1873« in der Nr. 174 der »Fackel« an. Wer des Toten gedenken will, lese diesen Essay eines echten Theaterkenners nach. Er wird sich dabei von dem üblen Geschmack erholen, den ihm ein Vergleich zwischen der nichtswürdigen Behandlung Lewinskys bei seinem fünfzigjährigen Jubiläum und dem heuchlerischen Überschwang bei seinem Tode auf die Zunge gelegt hat.

Wien, 1. April 1905.

Sehr geehrter Herr!

In den ersten Tagen des Februar d. J. kaufte ich mir in Abbazia, wo ich mich zur Erholung von Krankheit aufhielt, das eben erschienene Heft der Fackel vom 31. Januar d. J. Ich war erstaunt, darin auf meinen Namen zu treffen, der dort in einem Ton der Anerkennung erwähnt wird, den ich seit Jahren nicht mehr gewohnt bin. Da erinnerte ich mich, daß ich so manches Mal einer wohlwollenden Gesinnung in Beurteilung meiner Tätigkeit in letzteren Jahren in dieser Zeitschrift begegnete. Als ich weiter las, fand ich eine vortreffliche Schilderung der Darstellungsweise meiner Kollegin Wolter. Da wurde ich erst gewahr, daß ein damals Mitlebender zu mir spricht, der das alles mit begeisterter Seele empfangen, und mit einem glücklichsten Talent, mit durchgebildetem, feinem, gesundem künstlerischen Sinn wiedergibt. Sie geben solcher Meinung über längst Vergangenes auch mich betreffend so viel Raum und ich empfinde dadurch auch Ihre wohlwollende Gesinnung für mich. Ich danke Ihnen bestens dafür, und bitte mir eine Zeile zu senden, wann die erwähnten »Briefe über Wien« von Herrn von Kozmian erscheinen? Der Ton dieses eben so scharfsichtigen als künstlerisch veranlagten Kunstrichters ist ein so ernster, sein Urteil ein wertvollstes, daß ich mich freue, in diesen Spiegel meiner Jugend zu schauen und teuren Schatten dort zu begegnen.

Mich persönlich ehrt der tiefe Ernst, mit dem Herr von Kozmian über mich und meine Kunst spricht, und Schatten der Vergangenheit, sogar in der Geberde lebendig macht, wie es sonst nur dem Dichter gelingt.

Nehmen Sie meinen warmen Dank, daß Sie solchem Urteile Raum gegönnt und sich dadurch gewissermaßen einverstanden erklärt haben.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

Josef Lewinsky.

Das kunsttaube Ohr hatte, wie immer, den Stil naturgedrungener Fülle mit der von solchem Dasein abgezogenen hohlen Form verwechselt. Was ihm als Wert einging, war freilich in so weitem Abstand auch von den Typen Possart und Klara Ziegler, daß ihm deren Verwechslung mit Lewinsky und der Wolter unschwer gelingen mußte. Aber ist es nicht bezeichnend für ein Mißurteil, dessen eigene Äußerlichkeit wahrer Wortschöpfung nur die »Deklamation« abhört, daß es von dem Erlebnis überrumpelt wurde, im zeitwidrigen Lewinsky dem schauspielerisch mächtigsten Helfer Ibsens (Bischof Nikolas) und Hauptmanns (Dorfschneider) zu begegnen? Vor neuem Blech zum alten Eisen zu gehören, ist ein rühmliches Ende.

Linz

- (Veranstaltet vom Landes-Bildungs-Ausschuß für Oberösterreich.)  
Festsaal des Kaufmännischen Vereinshauses, 12. April, 1/28 Uhr:  
I. Aus der Rede Lassales gegen die Presse. — In diesem Land. — Das Ehrenkreuz. — Szenen: Der Generalstäbler am Telefon / Erzherzog Friedrich / Im Armeeoberkommando / Die Schalek und Chor der Offiziere. — Der sterbende Soldat / Die Raben / Im Untergang.  
II. Definitionen / Optimismus / Inschrift: Bekessys Sendung / Couplet des Schwarz-Drucker. — Reklamefahrten zur Hölle.  
III. Traumstück.  
Begleitung: Bruno Hartig.  
,Tagblatt', 11. März: »Karl Kraus, Zu seiner Vorlesung in Linz am 12. April« von Hans Ziegler; ebda., 14. April: »Karl Kraus in Linz« von G. S.

Paris

Sorbonne

(Sous les auspices de la société pour la propagation des langues étrangères en France.)

Amphithéâtre Descartes, 16. April, 9 Uhr:

- I. Der vergessene Krieg (Vorwort zu einer Berliner Vorlesung Nr. 546—550, S. 21). — Die Presse Von Balzac. — Inschriften: Die Zeitung; Die Journalisten; Fortschritt; Die Prominenten; Pirandello; Verschiedene Sachlichkeit; Metamorphose; Produktion. — Hofmannsthal-film. — Szene: Kerr am Schreibtisch (mit einer Vorbemerkung). — Brief des Junggesellen. — Wiener Faschingsleben 1913. — Das Ehrenkreuz.  
II. Abenteuer der Arbeit / Vor einem Springbrunnen / Verlöbnis. — Die Fundverheimlichung (1916).

Schon diese Ankündigung hatte den Effekt, die Stätte, wo Herr Kerr aufgetreten war, zu entschönen:

Ich lese nun aus den »Letzten Tagen der Menschheit« eine kleine Szene, die wie alle einen Text der Wirklichkeit enthält. Sie betrifft Herrn Alfred Kerr, der an dieser Stätte als Pazifist aufgetreten ist und tatsächlich ganz andere Gedichte während des Kriegs verfertigt hat als das ihm fälschlich zugeschriebene. Eines dieser Gedichte bildet das Substrat der Szene.

Ebenda, 17. April, 9 Uhr:

- I. Goethe: Pandora (mit dem Eckermann-Zitat).  
II. Die Flamme der Epimeleia / Hypnagogische Gestalten / Jugend.

Salle Turgot, 19. April, 9 Uhr:

- I. Worte Kierkegaards (aus den Seiten 16, 18, 23 und 24 der Nr. 706—711). — Peter Altenberg / Fahrt ins Fextal / Traum / Nestroy: Das Lied von der Chimäre (mit dem Monolog des Fadens) / Die Ballade vom Papagei (mit Erläuterung) / Couplet des Schwarz-Drucker (mit dem Schluß der Rede). — Der Traum ein Wiener Leben.  
II. Traumstück.

Théâtre du Vieux-Colombiers, 21. April, 1/25 Uhr:  
Shakespeare: Macbeth.

Ebenda, 24. April, 1/25 Uhr:

I. Gerhart Hauptmann: Und Pippa tanzt! I. Akt.

II. Frank Wedekind: Totentanz.

III. Karl Kraus: Traumtheater.

Begleitung am 19. und 21. April: Jan Sliwinski.

„Comœdia“ 18. April (»Karl Kraus à Paris«); „La volonté“ 22. April;  
„L'Europe Nouvelle“ 24. April

---

Seit Ende März wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Landerziehungsheim Obritzberg der »Bereitschaft« (eine anonyme Spende unter der Chiffre »Zum 28. April«) S 25.—

Der Ertrag der Vorlesung 4. März für die Hietzinger Bezirksbücherei und die Societas S 301.—

Der Ertrag der Vorlesung 22. März für die Arbeiterbücherei Alsergrund S 420.—

Von dem Ertrag der Vorlesungen 6. und 9. April an den Hilfsverein der jüdischen Blinden und an Bedürftige S 216·39.

Der Ertrag der Vorlesung in Linz am 12. April für den Bildungsfonds der Linzer Arbeiterschaft S 111·30.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 38.952·41.

---

In Nr. 649—656, S. 36, in einem kleinen Teil der Auflage, Z. 7 v. u. statt »nichti«: *nicht* und Z. 6 v. u. statt »gestreichen«: *gestreichen*.

In Nr. 697—705, S. 24, Z. 6 statt »fünzigjährige«: *fünfzigjährige*; S. 99, Z. 15 statt »Vallentin«: *Valentin*; S. 109, Z. 15 v. u. »mit« einmal zu streichen; S. 164, Z. 7 v. u. statt »négligeables«: *négligeables*.

In Nr. 706—711, S. 73, Z. 3 statt »beigefügté«: *beigefügte*.

In Nr. 712—716, S. 90, Z. 10 statt »begeisteter«: *begeisterter*.

In Nr. 717—723, S. 2, Z. 7 v. u. statt »dte«: *die*; S. 4, Z. 17 statt »uuter«: *unter*; S. 14 (2. Brief) statt »Liekknecht«: *Liebknecht*; S. 16, Z. 17 v. u. und S. 26, Z. 17 statt »Fecondité«: *Fécondité*; S. 40, Z. 9 statt »Thaterkritik«: *Theaterkritik*; S. 60, Z. 15 v. u. statt »Comedia«: *Comœdia*; S. 68, Z. 5 statt »werde«: *werden*; S. 69, Z. 1 statt »Über«: *Über*; S. 98, Z. 6 statt »Begeitung«: *Begleitung* und Z. 23 statt »der Königs«: *des Königs*; S. 107, Z. 14 statt »Deutschlauds«: *Deutschlands*; S. 124, Z. 15 statt »seine«: *sein*.

In Nr. 724—725, S. 30, Z. 18 statt »Pupurmantel«: *Purpurmantel*.

Herr Professor Albert Bloch von der University of Kansas teilt den Wortlaut eines merkwürdigen und rührenden Schreibens mit, das ein Leser der Fackel, Herr Charles Hanke, damals in Jowa, am 12. April 1925 an ihn gerichtet hat. Der Brief war unter dem Eindruck des Märzheftes der Fackel 1925 geschrieben, in welchem ein Sprachproblem erörtert wurde, das der damals ungenannte Leser in Kansas gestellt hatte, und wurde, so schreibt Professor B.,

nebst einem Begleitzettel an den Rektor der Universität gesandt, der ihn an den Chef der Deutschfakultät weiterleitete. Dieser wußte natürlich nicht, worum es sich handelte, konnte auch nicht ahnen, daß der Brief für mich bestimmt war, bis ihm kürzlich, nach einer Vorlesung aus »Worte in Versen«, die ich im Februar an der Universität hielt, ein Licht aufging. Zum Glück hatte er das Schreiben aufbewahrt, und so konnte ich es nach so langer Zeit endlich erhalten.

Die Antwort, welche auf den für Herrn H. wichtigen Inhalt mit Interesse eingegangen sei, ist nun als unbestellbar zurückgelangt und der Absender hat sie dem Verlag der Fackel zur Weiterleitung übermittelt. Da aber seine Vermutung irrig ist, daß Herr Hanke, der die Fackel seit dem ersten Heft besitze, auch in der Abonnentenliste geführt werde, so erfolgt mit seinem Einverständnis diese Aufforderung an den Adressaten, uns seinen gegenwärtigen Aufenthalt zum Zweck der Übernahme des Briefes bekanntzugeben.

Der Verlag der Fackel

\*

Von demselben Leser, in einem Brief vom 20. April, zwei Richtigstellungen:

— — Ich erhielt heute das neue Heft der Fackel. Beim Ausschneiden fiel mein Blick auf die Stellen (S. 32—34), die meine Briefe mit Ihrem Kommentar einnehmen. Da finde ich, daß die zwei folgenden Richtigstellungen notwendig sind:

Seite 34, 4. Zeile v. unten, sind die Worte »im Staate Missouri« zu streichen. Eine leicht erklärliche und verzeihliche Verwechslung, da Sie wohl an die Gernegroßstadt Kansas City dachten, die, etwa 70 km von hier entfernt, tatsächlich im Staate Missouri liegt. The University of Kansas ist aber die Universität des Bundesstaats Kansas, und ihr Sitz ist diese landschaftlich entzückende Kleinstadt Lawrence.

Ferner: Seite 33, 4. bis 6. Zeile Ihrer Vorbemerkung zum zweiten Brief. Der Vortrag Dr. Kellermanns an der Harvard-Universität über »Die letzten Tage der Menschheit« mußte leider aus wirklich zwingenden Gründen unterbleiben. Wie er mir einige Wochen vor seiner Vortragstournee mitteilte und auch nachträglich versichert, hatte er sich fest vorgenommen, »Die letzten Tage der Menschheit« zum Mittelpunkt eines seiner Vorträge zu machen, und so meldete ich Ihnen

von seiner Absicht durchaus im guten Glauben. Zwischen dem 1. Februar (dem Abend der Vorlesung aus »Worte in Versen«) und einiger Zeit nach Dr. K.'s Rückkunft aus dem Osten des Landes war ich nicht mit ihm zusammengekommen und so konnte ich annehmen, daß der Vortrag, oder vielmehr die Würdigung der »Letzten Tage« als Hauptthema eines der Vorträge, stattgefunden habe. Mit dem Gegenstand des Werkes hatte die Änderung des Plans nicht das Geringste zu schaffen, denn ich weiß, daß es Dr. K. am Herzen lag über das Drama zu sprechen; es waren sozusagen nur technische Gründe, die ihn bewogen, seinem Wunsch zu entsagen. Er hatte nämlich eine Reihe von 4 Vorträgen vorzubereiten, die englisch gehalten werden mußten (ursprünglich sollte wenigstens der eine deutsch gesprochen werden, und in diesem gedachte Dr. Kellermann »Die letzten Tage der Menschheit« zu würdigen). Er hatte das Werk erst kurz vorher kennen gelernt und nur einmal durchlesen können. Plötzlich kam das dringende Ersuchen, alle Vorträge mögen in englischer Sprache gehalten werden, und so mußte er sich von neuem zusammennehmen und die begonnenen (halbfertigen) Arbeiten aus dem Deutschen in eine ihm schließlich doch fremde Sprache umdenken und umgestalten. So blieb ihm keine Zeit übrig, sich mit dem größten Werk, das er besprechen wollte, so eindringlich zu beschäftigen, wie es unbedingt nötig gewesen wäre, und er entschloß sich vernünftigerweise, lieber gar nichts darüber zu sagen, als es nur im Vorübergehen zu streifen. — —

\*

Von eben dort ein Brief vom 14. April:

— — Ich habe seitdem zwei Abende mit Herrn Professor Albert Bloch verlebt, in gemeinsamer Besprechung Ihres Werkes, das Professor B. auswendig kennt, und bin Ihnen auch für diese innere Bereicherung meinen aufrichtigen Dank schuldig. Durch Sie ist mir das Verständnis der heutigen Literatur aufgegangen, und im kommenden Universitätsjahre habe ich die Freude, mein geringes Wissen den Studenten der Harvard-Universität zu übermitteln, da ich einen Lehrauftrag dort bekommen habe als Folge meiner dortigen Vorträge über die deutsche Nachkriegsliteratur. Die Bekanntschaft mit Ihren Werken ist sicher mein reichster Gewinn in diesem Lande. Ich möchte Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, bitte nur, im Notfalle später mir bei Ihnen Rat holen zu dürfen.

Mit verehrungsvoller Empfehlung verbleibe ich Ihr immer dankbarer und ergebener

Dr. Fritz Kellermann.

Man vergleiche damit die andauernden Infamien im Reden und Schweigen deutschheimatlicher Literarhistoriker.

Allen, die sich zum 28. April mit Beweisen freundlicher Gesinnung eingestellt haben, sei an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen.

\*

Eine dieser Kundgebungen lautet:

Wien, am 28. April 1926.

Hochgeehrter Herr!

Zwei Festtage bringt uns diese Woche, die nicht nur zeitlich, sondern auch ihrer Bedeutung nach zueinander gehören und zu deren gemeinsamer Würdigung das österreichische Proletariat allen Anlaß hätte: den großen Weltfeiertag der bisher vergeblich um ihre Befreiung ringenden Arbeiterschaft und den 52. Geburtstag des revolutionären Dichters Karl Kraus!

Die Zahl derer ist nicht klein, welche der Wunsch erfüllt, auch die Bedeutung des zweitgenannten Festes immer mehr und mehr Proletariern zum Bewußtsein zu bringen, den geistigen Kampf in Ihrem hohen und allen verderblichen Konzessionen abgeneigten Sinne zu führen und sich nicht damit zu begnügen, daß uns die Nachwelt um den großen Zeitgenossen Karl Kraus beneiden wird. Aber auf der einen Seite beglücken uns Ihre kategorischen, tiefsittlichen Forderungen und Ihr unbeugsamer, künstlerischer Stolz, von der anderen Seite speit der infernalische Haß der bürgerlichen Journaille, dazwischen aber erschüttert uns die unbegreifliche Duldung, ja mehr als das, die Gutheißung und Ausnützung trauriger Mißverständnisse, die sich ergaben zwischen Ihrem, der Befreiung aller Geknechteten gewidmeten Lebenskampfe und dem um jede Gelegenheit zur Selbstkritik gebrachten Proletariat! Das alles miteinander hat einen Zustand geschaffen, der ebenso qualvoll wie unhaltbar ist!

Um nun die Ehre dieser Gegenwart in bescheidenster Weise zu retten, um für alle Zukunft festzustellen, daß, inmitten solcher Trostlosigkeit, Sabotage und Unkenntnis eine aufrechte Gruppe wacht, welche — gerade aus heißer Liebe zur hohen, sozialistischen Grundidee — Treue und Dankbarkeit für Karl Kraus bewahrt, bringen wir Ihnen im Auftrage und im Sinne zahlreicher Mitglieder der S. D. A. P. zum heutigen Tage und zum 1. Mai die aufrichtigsten Glückwünsche dar! Wenn auch abermals ein Feiertag des Proletariats vorübergehen wird, an welchem Ihr trost- und kraftspendendes Wort nicht ertönt, so fühlen wir doch die Zeit nahe, in welcher Ihr Name und Ihr unvergängliches Werk solche Feste krönt! Was in anderen Städten des In- und Auslandes immer wieder unsere Parteiblätter aussprechen, es wird eines Tages mit weithinschallender Gewalt auch in Wien wieder verkündet werden müssen. Zum Doppelfest aber, das tiefinnerst und gleicherweise unsere revolutionären Herzen erfüllt, rufen wir in vollständigem Bewußtsein unserer sozialistischen Pflichten:

Es lebe Karl Kraus!  
 Es lebe die internationale Sozialdemokratie!  
 Es stärke und belebe unseren schweren Kampf der Festtag des  
 Proletariats, der 1. Mai!

Im Namen und im Auftrage zahlreicher Parteigenossen:  
 Erna Löwenberg            Anton Valo            Benedikt Fantner  
    Fritz König

Die Gratulation wäre noch herzerfreuender gewesen, wenn sie als Kondolenz an den Vorstand der sozialdemokratischen Partei abgegangen wäre oder doch als Bekundung des schmerzlichen Konflikts, den »die unbegreifliche Duldung, ja mehr als das, die Guttheißung und Ausnützung trauriger Mißverständnisse« in der Seele der besten Parteigenossen hervorgerufen hat. Ich bin mir ja nicht der geringsten Schuld bewußt, je zu einem Mißverständnis beigetragen zu haben, da im Gegenteil meine Absichten auf volle Klarheit zielen und volle Klarheit ihnen nicht abzusprechen sein dürfte. Was aber die beiden Daten anlangt, so erscheinen sie auch in dem folgenden Brief miteinander verbunden, der freilich nicht abgesandt wurde, weil er erst im Druck frei von einem Mißverständnis bleibt, nämlich daß die persönliche Angelegenheit eine persönliche sei:

Wien, am 28. April 1925

An die Redaktion der Arbeiter-Zeitung

Wir ersuchen, die Zuwendung des Exemplars der Arbeiter-Zeitung ~~an Herrn K.~~ vom 1. Mai an einzustellen.

H d

Dieses Ersuchen ist ausschließlich in einer Herrn K. persönlich berührenden Angelegenheit begründet. Die Arbeiter-Zeitung hat am 28. April — zwei Jahre nach einer wesentlich anders gearteten Darstellung seiner Persönlichkeit — einen Gerichtssaalbericht veröffentlicht, worin sie, weit entfernt von einem Gefühl für die Absicht seiner Prozeßführung: mit Belästigungen auf die wirksamste Art fertig zu werden, die sichtbarste »Neutralität« in einem Handel bekundete, von dem sie offenbar vermuten konnte, daß er bei der Arbeiterschaft, die sonst andere Sorgen hat, ausnahmsweise des stärksten Interesses sicher sei. Um dieses Interesse nun noch zu steigern, hat sich der derzeitige Gerichtssaalredakteur der Arbeiter-Zeitung sogar entschlossen, wenngleich durch kein Wort eines Kommentars, aber doch so weit aus der Reserve herauszutreten, daß er den in der ganzen Anlage wie in den Details schiefen, perspektivisch verzeichneten Bericht einer Korrespondenz, der ihm vorlag, durch Wortsperrungen ausschmückte. Als ein besonderes Verdachtsmoment ergab sich ihm da die Wendung, daß Herr K. in einer Sache, für die doch keine andere Instanz als das Bezirksgericht kompetent war, »lediglich wegen Beschimpfung beim Bezirksgericht die Ehrenbeleidigungsklage

überreichte«, weil er ja wohl dafür bekannt ist, daß er das Schwurgericht zu scheuen hat. Daß demgemäß Herr Hofrat Höflmayr die Bezeichnung »Vortragsaffe« — an deren Ziemlichkeit der neutrale Bericht mit keinem Wörtchen der Erinnerung an zahllose Arbeiter-vorträge rüttelt — »nicht als Beschimpfung, sondern als Schmähung« qualifiziert hat (weil man ja doch möglicherweise ihre Berechtigung durch Wahrheitsbeweis erhärten könnte), wird gleichfalls als die offenbar richtige Rechtsansicht in Sperrdruck gesetzt — welche Ehre der gegenteiligen und gültigen Auffassung des Landesgerichtes keineswegs zukommt, wiewohl die Arbeiter-Zeitung vorher in heftiger Kritik gegen Herrn Hofrat Höflmayr sich zu leben dieser Auffassung verstanden hatte. Ausdrücklich möchten wir versichern, daß Herr K. dem Mann, der diese Justizkritik geschrieben hat, selbst wenn ihm dessen Abwesenheit von Wien nicht bekannt wäre, niemals so schnöde Verleugnung seines Standpunktes zutrauen würde. Bestände aber noch ein Zweifel, welcher Tendenz der Sperrdruck gewisser Stellen des Berichtes zu dienen habe, so müßte die Spationierung der Stelle, wo von dem Vertreter des »nicht erschienenen Klägers Karl Kraus« die Rede ist, volle Klarheit schaffen. Hier dürfte wohl der Effekt, daß nach dem vorbildlichen Nichterscheinen des Herrn Castiglioni im Weiß-Prozeß der Leser an einen Fall von ähnlich begründeter Gerichtssaalscheu denkt, so unabwehrbar sein, daß die Absicht, ihn herbeizuführen, wohl kaum zu verkennen ist. Anstatt der Selbstverständlichkeit des strafprozessual berechtigten Nichterscheins des Klägers — in einem Fall, wo das Erscheinen geradezu den Sinn des Prozesses: die Abwehr einer Belästigung, paralytisch hätte — durch Streichung der Stelle gerecht zu werden, hat dem Redakteur deren Unterstreichung beliebt, die mit unfehlbarer Sicherheit das »Aha!« jener törichten Leser herbeiführt, die sich vorstellen, daß ein Kläger, der »nicht erscheint«, schon seine Gründe haben werde, dem Gerichtssaal auszuweichen.

Die Häßlichkeit dieser Spationierung — denn Gedankenlosigkeit wäre der Feder, die sie in einem fertigen Bericht vollführt hat, nicht zuzubilligen —, sie ist der eigentliche Grund des Entschlusses, den wir Ihnen mitteilen. Herr K. braucht, wie der Arbeiter-Zeitung bekannt sein dürfte, in dem publizistischen Kampf, den er führt und der das Übel mit der denkbar größten Ausführlichkeit behandelt, so wenig Helfer wie für die gerichtliche Remedur, mit der er sich kurzer Hand gegen persönliche Antastung zu schützen weiß, und er hat, wie der Arbeiter-Zeitung gleichfalls bekannt sein dürfte, in den Kampf die Neutralen einbezogen. Aber eine Zeitung, welche die von ihr selbst ergriffene Gelegenheit nicht benützt, um ein Wort über die ihm widerfahrene und von hunderten ihrer besten Leser mitempfundene Unbill zu sagen, sondern nur dazu, ihr vor den schlechteren Lesern Nachdruck und Berechtigung zu verleihen, möchte er weder an seinem Geburtstag noch an irgend einem Tag des Jahres zugestellt erhalten.

### **Auch die Banditen selbst mußten einsehen, daß ihre Stunde geschlagen hatte**

Endlich hat, ungeachtet aller andern Sorgen, die Arbeiter-Zeitung die Sache angepackt. In den Tagen knapp vor dem ‚Abend‘-Prozeß, als eben das Ultimatum in der Fackel erschienen war und die Broschüre eines Kenners des Banditenwesens in die grobe Tatsächlichkeit hineinleuchtete (grell genug für den einen Tag, bevor sie der Anführer unter dem sensationellen Vorwand, daß seine Ehre beleidigt sei, konfiszieren ließ) — am 2. April also hat sich die Arbeiter-Zeitung zwar nicht mit solchen Lappalien abgegeben, aber mit großer Symbolik hat sie, zum Zeichen, daß in Wien nun Ernst gemacht werde, mitten in die Aktualität die folgende packende Schilderung gestellt, die auch dem letzten Nörgler den Glauben erstattet und zeigt, wie sie's in Wahrheit meine:

+ H nja

#### **Eine Brigantenjagd in Sizilien**

Neapel, im März.

In Sizilien hat, wie die »Neue Züricher Zeitung« berichtet, dieser Tage ein Kampf gegen das Briganten- und Bändertum mit der Gefangennahme der hauptsächlichsten Räuberhorden geendet. Die sizilianischen Briganten von heute sind keineswegs — wie sich eine romantische Phantasie etwa vorstellen möchte — Nachfahren eines Rinaldo Rinaldini, die in großen Schlapphüten und wehenden Mänteln im Gebirge herumstreifen, Reisende überfallen, Söhne reicher Eltern entführen, um Lösegelder zu erpressen, sich ihren Gefangenen gegenüber als richtige Gentlemen zeigen, gar die Unschuld beschützen und das Recht der Armen verteidigen. Nein, diese sizilianischen Briganten sind nicht immer tapfere Männer, mit Dolch und Revolver im roten Gürtel, sondern oft genug gutgestellte Personen, die oft gar in Amt und Würden stehen. Zum mindesten sind es oft solche, die mit den eigentlichen Briganten im Einvernehmen stehen, sie heimlich beschützen, ihnen Unterschlupf gewähren und sie den Händen der Obrigkeit entziehen.

Banden- und Brigantenwesen ist seit alter Zeit in Sizilien heimisch, die Organisationen mit verbrecherischen Zwecken gehen auf eine alte Tradition zurück. Die Organisationen arbeiteten gut und einträglich. Ihre Häupter hielten oft ein weitverzweigtes Netz von Fäden in der Hand, an denen sie die Geschicke ganzer Gemeinden, ganzer Gegenden leiteten. Sie begnügten sich keineswegs damit, Räuber, Wegelagerer, Viehdiebe und Ausbeuter anderer Art zu sein; sie griffen mehr oder weniger sichtbar auch in die Politik ein. Häufig genug waren es diese Bandenführer, die ihren Einfluß bei politischen Vorgängen, bei Wahlen, bei Abstimmungen durchsetzten; sie präsentierten gar die Kandidaten nachdem sie diesen zuvor das Versprechen abgenommen hatten, ihre geheimen und verbrecherischen Organisationen nicht anzutasten. Und wehe dem, dem sie zu Amt und Würden verholfen hatten, der es wagte, gegen ihr Treiben vorzugehen! Er war seines Lebens nicht mehr sicher. Die Briganten hatten soviel Macht in den Händen, daß es nicht möglich war, sie mit dem Strafgesetzbuch zu fassen, wie anderseits nur selten einer wagte, ihre Verbrechen den Behörden anzuzeigen.

Vor einigen Wochen beschloß die italienische Regierung, energisch gegen dieses moderne Brigantentum vorzugehen und seine rücksichtslose Ausrottung zu versuchen. Es ist der Klugheit und unerbittlichen Strenge des Präfekten Mori von Palermo zu danken, daß diese Versuche zu einem glücklichen und erstaunlich raschen Erfolge führten. Wie groß die Macht dieser Banden war, erhellt daraus, daß ihr Haupt es sogar gewagt hatte, Verbindungen mit dem Präfekten anzubahnen, der gegen das Versprechen, dem Fascismus zum endgültigen Siege zu verhelfen, diesen Banden weitere Duldung verschaffen sollte. Sie hatten den Briganten einen regelrechten Tribut abzuliefern, sie mußten die Räuber ernähren, hatten ihre Anordnungen zu dulden, sie im Notfall zu verstecken und zu verleugnen, und wehe dem, der es wagte, zu rebellieren! Die wohlhabenden Kaufleute, die reichen Grundbesitzer wurden willkommenes Ausbeutungsobjekt der Bandenführer, die keineswegs

Immer Räuber im gewöhnlichen Sinne des Wortes waren . . . Die Bandenführer waren wohl meistens Leute, die sich irgendeines kleinen Verbrechens wegen durch die Flucht den Händen der Obrigkeit entzogen hatten und dann den Rückweg zu einem geordneten Leben nicht mehr fanden; aber unter den ihren Bündnen Angeschlossenen waren häufig genug Leute, die nach außen einen völlig korrekten und bürgerlich ehrenhaften Lebenswandel führten.

— u. H. zur  
— zur

Als die Verfolgungen und Verhaftungen begannen, zogen sich die Banditen immer mehr in die Berge zurück . . . Von allen Seiten rückten Polizei und Miliztruppen heran, enger und enger wurde das Bewegungsfeld der Briganten. Die Bewohner des Ortes kannten sie natürlich mehr oder weniger alle, wagten aber nicht, sich gegen sie zu erheben oder gar sie auszuliefern; zu lange hatten sie in der Furcht vor diesen Horden gelebt. Als aber die Lebensmittelzufuhr abgeschnitten wurde, als die einzelnen Banden anfangen, sich gegenseitig zu bestehlen, als Zwist unter ihnen entstand, als unter Trommelwirbel ein Abgesandter der Polizeitruppen erschien, mit dem Befehl des Präfekten an die Stadt, entweder die Banditen auszuliefern oder ihr Schicksal zu teilen, mußte sich die Bevölkerung klar werden, wie die Dinge lagen. Auch die Banditen selbst mußten einsehen, daß ihre Stunde geschlagen hatte. . . Etwa 150 Banditen wurden festgenommen, unter ihnen auch eine Frau, die hoch zu Pferde den Anführer ständig begleitet hatte . . . Die Banditen hatten immerhin auch früher schon mit polizeilichen Ueberfällen gerechnet und sich daher auf diese Gefahr vorbereitet. In ihren Häusern . . . gab es unterirdische Gänge, doppelte Wände, verborgene Türen..

P  
2  
1  
dar

Jetzt ist das Provinzialgefängnis von Palermo überfüllt von Briganten, die ihrer Aburteilung harren . . . die terrorisierte Bevölkerung atmet auf.

Man wird nicht in Abrede stellen können, daß dergleichen nur mir zustoßen kann, und erst »im Verlauf der Begebenheiten« — aus jenem Jux, den er sich nicht mehr allzulange machen wird — und wenn erst die Angelegenheiten alle abgewickelt sein werden, dürfte man die gespenstische Übereinstimmung (bis auf Präfekten, Politiker etc., die mit dem modernen Brigantentum im Einvernehmen stehen, und sonstige Begleitumstände) schauernd.

erkennen. Als ich es las, wußte ich, daß Satz für Satz aus Sizilien via Neapel und Zürich sich in den Wiener Boden einhaken müsse, und im Lesen lauerte mein Blick auf den Moment, da er das Wort aller Worte bemerkt, nein herbeigeführt haben würde. Hat ihn schon:

Auch die Banditen selbst mußten einsehen, daß ihre Stunde geschlagen hatte.

Nämlich die Angehörigen des Banditenblattes: dessen psychische Lage keine Mißdeutung mehr zuließ, in Tagen, wo die sizilianische Staatsanwaltschaft einen Fall gefunden zu haben schien, in dem »sich das Talent ihrer Leute spiegeln kann« und zwar ohne Rücksicht auf Ruf, Ansehen und Wirtschaftsinteressen der Bande. Es war aber auch unverkennbar, daß die Arbeiter-Zeitung, in der hinter dem Panzer der Parteibindung doch ein Herz schlägt, hier das Erdenklichste getan hatte in der Bedrängnis, in welche die sozialdemokratische Partei durch das Brigantenwesen in Sizilien geraten ist. Freilich hat sie kein Sterbenswort dazu gesagt, daß der Parteigenosse, der jene Broschüre verfaßt hatte, das leibliche Opfer sizilianischer Sitten wurde und daß die Bande, die sich seit Monaten vor den Explosionen der Volkswut hinter Doppelwänden und verborgenen Türen verschanzte, just in den Tagen der Razzia zu brachialer Aktivität sich hervorwagte. Aber ist es nicht eben offenbar, daß die Arbeiter-Zeitung für diese extremste Bedrohung der Preßfreiheit durch eine gewalttätige Libertinage kein sizilianisches Beispiel gefunden hat? Wie dem immer sei, sie hat ihr Möglichstes getan, sie hat nach dem „Abend“-Prozeß deutlich ausgesprochen, was sie deutlicher nicht aussprechen konnte, sie hat gezeigt, daß die Sicherheit in Sizilien zu ihren Sorgen gehört, und man weiß, wenn das Provinzialgefängnis von Palermo überfüllt sein wird mit Briganten, die ihrer Aburteilung harren, so wird nicht nur die terrorisierte Bevölkerung, sondern werden auch jene aufatmen, die den sizilianischen Briganten das Heimatrecht in Wien gewährt haben.